

Begegnungen, Betrachtungen und Eindrücke

in Ebenrode-Stallupönen-Nesterov

vom 19. August bis 1. September 2017

erzählt von Käte Tober geb. Baltruschat

Auch in diesem Jahr 2017 hatte ich das große Glück eine private Reise in meine geliebte Heimatstadt Ebenrode zu unternehmen. Land und Leute zu besuchen, Altes und Neues zu entdecken und die herrliche Landschaft zu sehen – einfach Ostpreußen genießen! Nochmals wieder nach über 70 Jahren in die verlorene Heimat zurückzukehren. Ich empfand es, wie nach Hause kommen.

Ende Juni rief mich Herr Brandstätter an, ob ich Lust hätte, mit ihm nach Ebenrode zu fahren. Im vergangenen Jahr sei er dort so vielen netten Leuten begegnet, er hätte Lust eine ähnliche Reise zu unternehmen. Wir könnten uns ergänzen durch sein Wissen und seine Nachforschungen über Ebenrode, ich könnte meine persönlichen früheren Erfahrungen einbringen. Kurzum, wir könnten Ebenrode auf unterschiedliche Weise neu entdecken und erkunden. Meine Neugierde war geweckt. Nach kurzer Bedenkzeit sagte ich zu, obwohl sich in mir der Verdacht regte, schaffst du das in dem Alter, macht die Gesundheit mit, diese Reise wird anstrengend. Alle Einwände schob ich beiseite. So ein privates Angebot bekomme ich so schnell nicht wieder.

Herr Brandstätter übernahm die Voraussetzungen der Reisevorbereitungen durchs Internet, Hotelbuchung im neuen Hotel „Moskau“ in Ebenrode. Er fand die einzige Möglichkeit, mit einem polnischen Reiseunternehmen „Ecolines“ von Kiel nach Königsberg zu fahren, und buchte beides nach Absprache. Früher fuhr noch ein Zug von Berlin nach Kaliningrad, ebenso gab es eine Flugverbindung, all das ist Vergangenheit. Wer heute ins Kaliningrader Gebiet reisen will, kann nur diesen Fernreisebus nutzen. Die Visabeschaffung ist heute kein Problem. Herr Brandstätter empfahl mir sein früheres Reisebüro „Himmel Reise Service“. Nach Einsendung der gewünschten Unterlagen, wie Reisepass, Krankenversicherung, Rentennachweis und Foto, erhielt ich mein Visum in kürzester Zeit.

Am Sonnabend, dem 19. August 2017, begann endlich nach langer Vorfreude unsere bestimmt ereignisreiche Busreise nach Ostpreußen, nach Königsberg und weiter nach Ebenrode. Wir hatten verabredet, Herr Brandstätter kommt mit dem Auto aus seinem Wohnort nahe dem Schwarzwald, holt mich in Wassersleben ab, und gemeinsam fahren wir nach Kiel zum ZOB, nahe des Bahnhofs. Rechtzeitig machten wir uns auf den Weg, es könnte auf der Autobahn einen Stau geben, oder einen Unfall, oder sonst was Unvorhersehbares, aber den Bus in Kiel durften wir auf keinen Fall verpassen. Die zeitige Abfahrt von Wassersleben zahlte sich aus. Wegen eines Unfalls stockte der Autofluss, etwas Regen kam dazu, die Kieler Innenstadt quoll über von Autos, die Leute nutzten den Sonnabend zum Einkaufen. Trotz Navi dauerte es eine Weile den Bahnhof zu finden, dahinter fanden wir den ZOB und auch ein Parkhaus. Herrn Brandstätters Auto musste gut abgestellt werden, immerhin, erst in 14 Tagen werden wir wieder zurück sein. Nach einer kleinen Stärkung in einem Imbiss machten wir uns mit dem Gepäck zum ca. 400 m entfernten ZOB. Der „Ecolines“ stand schon da, aber kein Fahrer in Sicht, um 15.15 Uhr sollte planmäßig der Bus starten. Aber erst um 15.30 Uhr öffneten sich die Türen, die 2 Busfahrer kontrollierten die Fahrausweise und Pässe, verstauten das Gepäck der ca. 15 bis 18 Passagiere. Wir nahmen unsere Plätze ein, und ruckzuck, ohne weitere Ankündigung rollte der Bus vom ZOB-Parkplatz über die belebten Kieler Straßen am Hafen entlang, Richtung Lübeck an grünen Wiesen und Feldern vorbei, die Sonne lachte, es versprach ein schöner Tag zu werden.

Über Bad Segeberg erreichten wir bald Lübeck, bei dem schönen Sonnenschein grüßten die sieben Türme der Stadt von weitem. Dort stiegen in ZOB-Nähe nur zwei Personen zu, zügig rollte der Bus zur A 20 Richtung Rostock zum nächsten Stopp.

Der polnische Reisebus war sehr gut ausgestattet, mit guten Polstersitzen, viel Beinfreiheit, verstellbaren Sitzen und, welch ein Luxus, sogar mit Internetanschlüssen, die von den fast ausschließlich Russen, Polen, intensiv genutzt wurden. Zwei Fahrer wechselten sich ständig ab. Ein Getränkeautomat stand kostenfrei während der ganzen Fahrt zur Verfügung. Eine Toilette gehörte zum Service, die war ungeheuer wichtig, weil die Fahrer keine Pausen machten, im Sinne von Aussteigen, Beine vertreten Nein, wir fuhren immer nur, bis auf vereinzelte Haltestellen, um weitere Gäste aufzunehmen. Gemächlich und ohne Hektik verlief die Fahrt auf der A 20 nach Rostock und weiter nach Stettin, dachten wir. Plötzlich merkte ich, der Bus fuhr nicht gen Osten, sondern südwärts. Ein Wegweiser zeigte an, Berlin ca. 200 km. Von einem Halt in Berlin stand in den Reiseunterlagen nichts, aber der Bus fuhr tatsächlich nach Berlin zum Zentralen Busbahnhof am Funkturm. Etwas perplex standen wir da, am 19. August gegen 22 Uhr, mitten in Berlin, sahen eine Menge junger Russen in den Bus einsteigen, teils mit Musikinstrumenten, ich wunderte mich: ach ja, auch über den Umweg Berlin ist Ostpreußen erreichbar. Nachdem das viele Gepäck verstaut war, der letzte Fahrgast seinen Fuß auf die Einstiegstreppe setzte, fuhr der Bus los, ohne Vorwarnung noch Gehepe. Wer nicht da war, hatte das Nachsehen. Ab Berlin ging es nördlich zurück nach Stettin. Eine lange Nachtfahrt begann. Spärlich beleuchtete Fußleisten zeigten den Weg zur Toilette. Jeder versuchte bei der Dunkelheit zu schlafen, die Sitze zu verstellen, um wenigstens ein Nickerchen zu machen. So ganz bequem verging die Nacht nicht, aber die gleichmäßigen Fahrgeräusche verstärkten die Müdigkeit. Stetig rollte der Bus Kilometer für Kilometer von Stettin über Köslin, Stolp, die pommersche Ostseeküste entlang. Gegen 7 Uhr erreichten wir Gotenhafen, verkatert kletterten alle aus dem Bus, um frische Luft zu schnappen. Ohne nennenswerten Halt gings weiter über Zoppot, Danzig, Elbing zum Grenzübergang nach Heiligenbeil. In den frühen Sonntagmorgenstunden erwachten die Städte erst langsam. Vereinzelt fuhren Autos, eilige Passanten hasteten wohl zur Arbeit. Die Danziger Werftkräne ragten grau gen Himmel. Einzig die vielen bunten Blumenbeete am Rande der Straßen, brachten Farbe in den beginnenden Morgen.

Der ebenso unerwartete Abstecher nach Marienburg erlaubte einen Blick auf die wuchtigen Mauern der Marienburg an der Nogat. Als wir durch die weite Ebene der Weichselniederung fuhren, stieg die Sonne immer höher. Es versprach ein schöner Tag zu werden. Teils war das Getreide noch nicht abgeerntet. Gelb und schwer neigten sich die reifen Weizenähren. Die Zuckerrübenfelder in ihrem satten Grün, reichten bis weit in die Landschaft. Mein Blick konnte sich nicht satt sehen an der Fülle der reichen, wachsenden Nahrung für die Menschen. Da war er wieder, dieser leise Stich im Herzen. Früher war es einmal deutscher Boden. Heute ernten polnische Bauern diesen Reichtum. Dieser kleine Anflug von Wehmut ging bald vorbei, plötzlich freute ich mich über die Schönheit der Landschaft und auf Ostpreußen, dem Ziel meiner Träume.

Vor Elbing grüßte schon von weitem der schlanke Turm der Nikolaikirche. Auf dem Weg zum Grenzübergang Heiligenbeil fiel mir ein grauer Streifen, etwas verwildert, auf, neben der neu ausgebauten zweispurigen Straße. Dieser graue Streifen begleitete die neue Straße kilometerweit. Bis ich endlich darauf kam: Das war ein Teil der alten Betonautobahn, die vor dem Krieg gebaut worden ist zwischen Elbing und Königsberg. Jahre zuvor war diese alte Betonautobahn noch befahrbar. Lang ist es her, aber schön ist diese Erinnerung.

Bald erreichten wir die neuen weitläufigen Zollstationen auf der polnischen, wie auf der russischen Seite. Nichts, aber auch gar nichts, erinnerte an Krieg, Flucht und Elend. Ich gab mir selbst einen Schups. Wie könnte es auch sein? 70 Jahre nach dem Krieg? Hier, am Ende der E 21, in Polen, weht die blaue Flagge mit den goldenen Sternen. Zügig und schnell

verliefen die Zollabfertigungen auf beiden Seiten. Nach eingehender Prüfung und ein Blick auf die Person klickten die Stempel zur Einreise nach Russland.

Bis Königsberg dauerte die Fahrt nicht mehr lange. Der zunehmende Verkehr verriet die Großstadt. An zwei markanten, restaurierten Königsberger alten Stadttoren vorbei, erreichten wir gegen 12 Uhr den ZOB, es herrschte Getümmel zwischen Menschen und Gepäck. Für uns hieß es: was nun? Herr Brandstätter hatte seinem Freund, dem Schuldirektor der Ebenroder Schule, Nikita, zwar unsere Ankunft angekündigt, aber würde er auch da sein? Er war da! Neben mir hörte ich ein freudiges: „Gert, Gert, hier bin ich.“ Die beiden Männer umarmten sich stürmisch und herzlich. Nikita steuerte seinen tollen Wagen durch den dichten Verkehr der Innenstadt, am neuerbauten Fußballstadion für die WM vorbei. Über breite Ausfallstraßen am Dom erreichten wir bald die Autobahn Richtung Nesterov. Einige Baustellen behinderten eine schnelle, freie Fahrt, aber nach gut zwei Stunden, die Männer vorne im Wagen vertieft im angeregten Gespräch, erreichten wir etwas müde, aber fröhlich das neue Hotel „Moskau“ in der Ulanenstraße. Wir waren angekommen in unserer Stadt: Ebenrode-Stallupönen.

Herr Brandstätter, der im vergangenen Jahr schon im „Moskau“ logiert hatte, wurde von Natascha, der rechten Hand des Chefs, mit großem Hallo, Umarmungen und Küßchen rechts und links freudig begrüßt und gedrückt. Ich stand ein bisschen dumm herum. Dieser Ausbruch von Freude und Herzlichkeit, ausschließlich in russischer Sprache, überraschte mich ungemein, Herrn Brandstätter bestimmt auch, da ich wusste, er verstand ebenfalls kein russisches Wort. Aber er schaffte es meisterlich, durch Gestik und Lächeln die Situation für sich zu gewinnen. Nikita verabschiedete sich artig, am Montag begänne für ihn ein schwerer Arbeitstag vor dem neuen Schuljahr nach den langen Ferien. Mich stellte er Natascha vor, redete noch ein Weilchen auf Russisch mit ihr und alle lachten. Mit einem „Auf bald, ich melde mich“, machte er sich auf den Weg nach Hause. Herr Brandstätter bekam sein altes Zimmer Nr. 9 zugeteilt, ich die Nummer 11. Ob wir noch etwas gegessen oder getrunken haben, erinnere ich mich beim besten Willen nicht mehr. Ich weiß nur noch, nach den zweitägigen anstrengenden Strapazen fiel ich todmüde ins Bett.

Nach stundenlangem, erholsamem Schlaf, weckten mich die goldenen Sonnenstrahlen, die das Zimmer durchfluteten. Ein hübsches, modernes Hotelzimmer erblickte ich, das Bad erstrahlte mit neuen Armaturen, und viel heißes Wasser spülte in der geräumigen Dusche die letzte Müdigkeit weg. Gegen 9 Uhr am Montagmorgen betrat ich erwartungsvoll den großen Speisesaal im unteren Geschoß. Viele weiße Tische und Stühle standen in Reih´ und Glied, Gäste oder Bedienung suchte ich vergebens. Da erschien auch Herr Brandstätter, aus der Küche hörten wir Geschirrgeklappere. Fröhlich strahlend kam Natascha, russisch sprechend auf uns zu, bestimmt fragte sie nach unseren Frühstückswünschen. Trotz aller Gestik, und auch einem Übersetzungshandy, gab es keine Verständigung. Natascha zeigte auf riesige Suppentöpfe am Tresen. Wir wollten Frühstück, keine Suppe. Ein herbeigerufener junger Mann, er war der belgische Schwiegersohn des Hotelbesitzers und Inhaber der angrenzenden Großbäckerei. Er klärte die verzweifelte Natascha auf Russisch auf: Deutsche essen morgens keine Suppe, sondern Spiegeleier, Brot, bei Butter wurden ihre Augen immer größer, und Wurst und Käse. Sie verstand die Welt nicht mehr, lief in die Küche und servierte uns je zwei Spiegeleier. Nach Brot fragten wir dann extra. Ich konnte es ihr ansehen, Natascha war völlig durcheinander, was für Gäste da auf sie wohl zukommen. Zum Glück stand ein moderner, vollautomatischer Kaffeeautomat auf dem langen, blitzenden Cromargantresen. Der Belgier erklärte uns die Funktion. Endlich schlürften wir den belebenden, geliebten Kaffee, ein Genuss! Ein Plakat verriet uns: Jacobs Kaffee. Mehr Moderne und Tradition am frühen Morgen war einfach zu viel. Auch Milch zum Kaffee fand Natascha fast absurd, sie fragte misstrauisch nach, ehe sie das Kännchen auf den Tisch stellte. An all den anderen Morgen war Natascha eifrig bemüht, uns alles recht zu machen. Rührend war ihre Verzweiflung, sie brach fast in Tränen aus, wenn wir uns wieder nicht

verstanden: „Natascha nichts kann, nichts versteh.“ Sie tat mir unendlich leid, diese sehr hübsche, junge, eifrige, willige Frau Da half auch Herrn Brandstäters gut gemeinter Rat nichts, Natascha muss Deutsch lernen! Selbst das verstand sie nicht. Diese Sprachschwierigkeiten brachten uns später oft in Bedrängnis.

Erst einmal machten Herr Brandstätter und ich uns auf den Weg zur Bank, dort am Altstädtischen Markt, wo früher das Cabalzer Hotel stand. Unbedingt brauchten wir Rubel. Anstandslos ging der Wechsel vonstatten. Die jungen Damen am Schalter lächelten knapp, als ich die fast 7000 Rubel gegen 100 Euro eintauschte. Aber bevor wir die Bank erreichten, nahm mich die Vergangenheit voll in Anspruch. Das alte Ebenrode wollte ich jetzt entdecken. Schon als wir das Hotel verließen, sah ich die alten Kasernen in der Ulanenstraße, die noch heute Wohnungen sind. Einige frühere Kasernen lagen in Schutt und Asche zwischen verwilderten Gärten. Der Durchgang vom früheren Finanzamt zum Sportplatz war zugemauert. Einige Häuser weiter betrat ich ein Tor, dahinter Gebäude, Fahrzeuge. Ein Wachhabender erschien und deutete mit einer Handbewegung an: Betreten verboten! Und genau zwischen diesem Tor und dem Wohnhaus von Hornings Haus, hatte der Bäckermeister sein Hotel und Parkplätze für seine Auslieferungswagen gebaut. Gleich anschließend, nicht sofort einsehbar, hatte er Grundstücke gekauft und dort seine Großbäckerei eingerichtet. Das ganze Areal war sorgfältig eingezäunt und wurde von Wachleuten ständig kontrolliert. An der Ecke, Kleiner Markt, Ulanenstraße und Ausfallstraße nach Gumbinnen lag immer noch der „Dreieck“, wie wir Kinder ihn nannten, eine kleine Grünanlage mit gepflegter Hecke, dort lernte ich Radfahren. Heute ist der frühere, hübsche Platz zu einer Schmutzdecke verkommen, mit hässlichen Hütten bestückt. Hinter grauen Türen verbergen sich kleine Kaufläden und Bierverkauf. Auf dem Kleinen Markt erblicke ich das Haus, das auf den Grundmauern meines Elternhauses errichtet worden ist. Heute gibt es in den einstigen Bäckereiräumen, Kühlschränke, Herde, Installationszubehör. Von einer Dame, später in der früheren Stadtverwaltung, erfuhr ich, vor dem Brand, also im alten Baltruschat-Haus war eine Druckerei und deren Redaktion untergebracht. Ich konnte das nur bestätigen, denn in den ersten 90er Jahren, unserem ersten Ebenroder Besuch, durften wir das alte Haus besichtigen. In der Backstube stand eine Druckereimaschine. Auch heute grenzt ein großes Tor zwischen Baltruschat und Reschat die Grundstücke ab. Elektriker installierten gerade dicke Kabel an die Häuserwände, daher stand das sonst abgeschlossenen Tor auf, ungehindert marschierten wir in den Hof. Entsetzt packte mich, meterhoch stand das Unkraut. Ich konnte nur erahnen, wo die Güllegrube und die Aschkästen gestanden haben. Die Hintertüren des Hauses waren zugemauert. Von den Schweineställen, der Garage, der Waschküche, Kohlebunker und Mehlboden keine Spur mehr, alle Mauern waren eingerissen, teilweise lagen noch Ziegel zwischen dem Gestrüpp. Was ich aber gar nicht begreifen konnte, diese dicken Elektrokabel so ungeschützt an die Wände anzubauen. Ich fasste es nicht. In Deutschland wäre so eine Vorgehensweise undenkbar. In allen Stadtteilen brachten Handwerker diese Art Kabel an, muss wohl eine Art staatlicher Erneuerung sein. Trotzdem, ich dachte an die Gefahr, die davon ausgehen könnte.

Den großen Reschat-Hof, der damals als Ausspann für Pferd und Wagen der Bauern diente, betraten wir durch die einstige Haustür. Ebenso hier herrschte Chaos, verfallene Wände, eingestürzte Mauern, Gestrüpp. Nichts erinnerte an all die abgeteilten Pferdeboxen und gepflegte Ordnung. Im angrenzenden Palfner-Haus sah es genau so aus, sogar der Durchgang zur Schmiede, dort wo einst die Pferde beschlagen wurden, war zugemauert. Daneben sah ich ein unverputztes, hässliches Haus, undefinierbar was dort untergebracht ist, damals gab es dieses Gebäude jedenfalls nicht. Eins erschien mir merkwürdig, das Dach des großen Reschat-Hauses wurde neu eingedeckt, weshalb, wohl zum Erhalt des sonst noch stabilen Gebäudes. Tagelang werkten oben viele fleißige Handwerker.

Beidseitig zum Neustädtischen Markt standen noch die einstigen Häuser, nur der alte „Palmgarten“, eine berühmt berüchtigte Kneipe war abgerissen worden. Die Reinbachers Wohnhäuser mit Orlowskis Bäckerei, Webers Kaufladen Unter den Kolonaden und dem großen Ausspannhof, der heute leider mit kleinen Buden und Gerümpel verunstaltet ist, standen noch in einstiger Schönheit, aber heruntergekommen. Gegenüber, Bartels Laden mit Ausspann, Unter den Kolonaden, dient heute als Polizeistation. Das Haus schien mir, in einem guten Zustand, und auch bewohnt, nur der „Kaiserhof“, dort wo einst die Bauern und Herren per Handschlag so manches gute Geschäft besiegelten, gibt es nicht mehr. Nebenan, im Hause der bekannten Tischlerei Kreuzberger, steigt man heute die Stufen zu diversen Läden hoch, dort wo es alles gibt, was es nicht gibt. In Gedanken sehe ich noch Friseurmeister Buchmann vor seiner Ladentür stehen, er wartete auf Kundschaft, die Haare und Bart schneiden lassen wollten. Heute gehen Kunden dort ein und aus, um teure Handys zu kaufen. Selbst in der Kleinstadt Ebenrode ist das Leben der Bevölkerung ohne diese modernen Dinge undenkbar und hilflos.

Auf den alten Steinplatten der Bürgersteige wandern wir zum Kirchenvorplatz. Der dicke, mächtige, erste Stufenstein liegt in voller Breite noch genau da, wo sich einst der Eingang zur Kirche befand, am Eingang zur Kirche. Sonst erinnert nichts mehr an das markante Bauwerk mit seinem weit sichtbaren Turm. Zwischen dem hohen Gras entdeckt Herr Brandstätter das vor einem Jahr von ihm gesichtete Eisengestell. Woher stammt das Teil? Am Kirchberg steht noch ein alter Straßenlampenmast mit ähnlicher Struktur. Meiner Meinung nach, könnte das im Gras liegende Teil ein abgebrochenes Stück des Mastes sein. Herr Brandstätter zweifelt, der Sache will er nachgehen, ebenso einigen unerklärlichen Bildern auf der neu errichteten Fototafel auf dem Kirchenplatz. Von hier aus fällt der Blick auf den langgestreckten Altstädtischen Markt bis hin zum weit sichtbaren Wasserturm. Damals überwältigte jeden Einwohner und Besucher der Stadt dieser Anblick, die Größe und Weite dieses Marktes, der Mittelpunkt unserer Stadt. Von der Ecke Schirwindter Straße bis hin zu Papierwaren und Druckerei Klutke, reihte sich Geschäft an Geschäft, die Praxen von Zahnarzt und Hausarzt Leitzbach lagen im ersten Stock der gleichzeitigen Wohnhäuser. Links am Markt weiter hatte die Vereinsbank ihre Büros, davor gab es noch eine Kneipe mit Spirituosengeschäft. Auch das „Kaisers Kaffeegeschäft“ am Markt war mir vertraut, der Duft von Kaffee und Schokolade strömte bis nach draußen. Daneben erhob sich groß und prächtig das Haus des Apothekers Keil. Alle Geschäftshäuser am Markt wirkten prächtig und gediegen, aber Keils Haus, mit dem Balkon und Geranienkästen, übertrafen in meinen Augen alle anderen Gebäude. Kaufmann Wiesemann, Eisenwarenhandlung mit großem Ausspann bis hin zur Heinrich-Maria-Jung-Straße war eine feste Größe unter den Geschäftsleuten. Heute versucht man aus den Resten der Häuser und Lagerräumen aus massivem Ziegelwerk ein Hotel zu errichten. Der sehr schöne Rohbau fügt sich heute sehr gut ein ins Straßenbild. Schade! Für die Fertigstellung fehlt wohl das Geld. Hinter Wiesemann gab es noch ein paar Läden, besonders mit Kleidung und Schuhwerk, um dann in Stolls Konditorei, am Anfang der Kassler Straße, Kaffee zu trinken. Rötliche Wandverkleidungen zierten das Cafe. An kleinen Tischen und in Korbsesseln saßen die Gäste und genossen Kaffee und Kuchen. Am Büffet gab es reichlich Auswahl an köstlichen Torten und feinstem Gebäck mit und ohne Sahne. So manches Mal erinnere ich mich dieser Schlemmerei, wenn mein Vater die Familie dort zum Eisessen ausführte. Diese hübsche Seite des Altstädtischen Marktes gibt es heute nicht mehr. Stattdessen nimmt ein fast monströses Denkmal (General Nesterov als Befreier Ebenrodes), den größten Teil des Platzes ein.

Die rechte Seite des großen Marktes wirkt heute fast kahl. Eben nur die Bank belebt das Bild und der Neubau des jetzigen großen Rathauses mit Freitreppe, damals das Areal der Firma Neiss, Großhandel für sämtliche Produkte der feinen Lebensmittelbranche. Auch damals reihte sich an der ganzen Straße entlang, Geschäft an Geschäft. An Konkurrenz fehlte es

nicht. Heute gibt es vor dem Rathaus eine Menge Parkplätze, gut gekleidete Leute fahren oder gehen ihren Geschäften und Besorgungen nach. Ein paar Bänke laden zum Verweilen ein, bunte Blumenrabatten beleben den etwas tristen Platz. Nur der Fernlastverkehr rollt durch Ebenrode ununterbrochen quer durch die Stadt. Stinkende Abgase und lautes Getöse verpesten die Luft. Eine Umgehungsstraße zum nahen Grenzübergang nach Litauen gibt es leider noch nicht. Bei schönstem Sommerwetter spazieren wir gemächlich weiter in Richtung Goldaper Straße. Dort wo früher das bekannte Werwath-Kaufhaus, das Salamander Schuhhaus Keith und ein Musikinstrumentenladen den Altstädtischen Markt abschlossen, steht heute ein gelber massiver, sehr ansprechender Bau. Nach meiner Information sollen dort sportliche Aktivitäten stattfinden. Ob es stimmt, weiß ich nicht. Die ganze Goldaper Straße, damals „Die“ Straße in Ebenrode, mit vielfältigen Geschäften, Banken, Cafes, Gaststätten, Post und Zoll. Alle diese alten Gebäude gibt es nicht mehr, sind im Krieg zerstört. Ein paar hässliche, unverputzte Wohnhäuser stehen da, der sogenannte Polenmarkt ist auch nicht mehr das, was er mal war. Nur wenige Bauern oder Gartenbesitzer bieten ihre selbstgemachten oder produzierten Produkte an. Obst und Gemüse werden nicht mehr in den großen Mengen angeboten, Honig, Butter im Rhabarberblatt und Schmand gibt es nur noch am frühen Morgen. Stattdessen sind der Straße entlang Buden aufgestellt, in denen Fleisch und Milchprodukte aus dem Kühltresen verkauft werden. Zu meinen Kinder- und Jugendjahren gehörte die Goldaper Straße nicht unbedingt zu meinem bekanntesten Revier. Die Straße lag zu weit ab vom „Kleinen Markt“, Freundinnen von mir wohnten auch nicht dort. Meine Erinnerungen an die Straße beschränken sich auf die Wege zum Bahnhof, an die großen Gebäude am Bahnübergang, die Firmen sagten mir nichts als Kind. Aber in der Bäckerei Brassat mit dem großen Hinterhof, rechtsseitig, ging ich gerne, um Nachrichten meiner Eltern an die befreundete Familie zu überbringen. Ebenso zur Post wurden wir Kinder geschickt und kamen uns mächtig erwachsen dabei vor. Irgendwie fand ich auch die Gaststätte neben der Post interessant, es musste doch etwas Besonderes sein, wenn mein Vater regelmäßig dorthin zum Kyffhäuser-Treffen ging.

Herr Brandstätter konzentrierte sich mehr auf Relikte der Vergangenheit. Er machte mich auf alte Hydranten aufmerksam, auf die speziellen Pflasterungen der einzelnen Einfahrten zu den Grundstücken. Die alten Fundamente der einstigen Straßenlaternen fanden wir auch in gleichmäßigen Abständen. Aber seine interessanteste Entdeckung blieben alte Mauervorsprünge, zugemauerte Türen und Fenster der damaligen Post und die Torbogen zum Eingang des Posthofes.

Dieser erste Spaziergang durch Ebenrode begeisterte mich total, während wir durch die Straßen liefen, sah ich all die Veränderungen, Lücken und Unzulänglichkeiten, aber vor meinem geistigen Auge sah ich „mein Ebenrode“, so wie es früher ausgesehen hat, so wie ich diese liebenswerte Heimatstadt erlebt habe. Meine Erklärungen und Hinweise nahm Herr Brandstätter mit der Zeit etwas ungeduldig hin. Wie konnte es auch anders sein, er sah den jetzigen Zustand der Stadt, ich aber schwärmte von dem versunkenen heilen Ort, den er nie gesehen hat.

Inzwischen war es später Nachmittag geworden, Durst quälte uns, allmählich merkten wir, Wolken zogen auf, der Himmel verdunkelte sich. Eilig machten wir uns über die Jahnstraße und Kasseler Straße auf den Rückweg, registrierten gerade noch die renovierten und in leuchtenden Farben angestrichenen alten Häuser, und erreichten gerade noch rechtzeitig Herrn Brandstätters „Stammlokal“, eine kleine urige Gaststätte am Neustädtischen Markt in der Nähe des früheren Pastorats. Urplötzlich brach das Unwetter los, Regen prasselte auf das Verandadach, so laut mit Blitz und Donner, dass uns angst und bange wurde. Jetzt hätten wir Wodka und Bier gut gebrauchen können. Der Wirt radebrechte, nix Wodka noch Bier, keine Konzession. Stattdessen nahmen wir mit Apfelsaft und Tee vorlieb. So viel verstanden wir aber, falls wir zum Abendessen Bier trinken wollten, könnten wir ihn mitbringen. Absurd, diese Vorstellung! So schnell das Unwetter gekommen war, so schnell

schien wieder die Sonne. Draußen leuchtete das neugestrichene Lyzeum zu uns herüber. Ich wollte mir meine frühere Schule von innen ansehen, die Räume, das alte Treppenhaus. Ungehindert spazierten wir herum, ich war begeistert. Einige Türen öffneten wir, ohne zu ahnen, wo wir uns befanden, es mussten hochoffizielle amtliche Büros sein, fleißige junge Leute arbeiteten an hochmodernen Computern und beugten sich über Akten. Sicher fragten sie uns was, nur wir verstanden nichts. Mit einem „Sorry“ zog Herr Brandstätter schnell die Tür zu. Noch an einer anderen Tür klopfen wir. Scheinbar war dies eine Bibliothek. In mehreren Räumen standen vollgestopfte Bücherregale. Drei sehr gut gekleidete junge Damen redeten auf uns ein, lächelten, boten uns Platz und Tee. Plötzlich entdeckte Herr Brandstätter einen Computer, irgendwie konnte er sich damit verständlich machen. Die drei jungen Damen lächelten und wurden sehr hilfsbereit, weil eine etwas Englisch verstand, nutzte Herr Brandstätter die Situation, sagte, dies sei meine alte Schule, die Damen wurden unter viel Gelächter noch eifriger. Plötzlich stand eine junge Dame mit Kamera und Mikrofon vor mir, ließ mir durch Herrn Brandstätter sagen, ich solle meine Geschichte erzählen, für sie wäre es wichtig, eine Zeitzeugin für ihr Archiv gefunden zu haben. Wir liefen durch viele Räume, meine Klasse, Treppenhaus, machten Außenaufnahmen und meine Erläuterungen erfreute die junge Frau enorm, während sie mich mit der Kamera begleitete. Alles wollten sie später übersetzen und mit dem Filmstreifen ins Computersystem einspeisen. Herr Brandstätter nutzte für sich ebenfalls die Gunst der Stunde. Für den nächsten Vormittag verabredete er mit den Damen, alte Ebenroder Fotos, die für sie von unschätzbarem Wert seien, von Herrn Brandstätters Laptop auf ihren Computer zu übertragen.

Nach so viel interessanten Begegnungen kauften wir in einem nahegelegenen Laden endlich Bier, gingen ins Lokal zurück, und aßen zu Abend. Der Wirt verstand wieder mal gar nichts, trotz russischer Speisekarte und Kauderwelsch unsererseits, erhielt Herr Brandstätter wieder Klopse statt Schnitzel. Was ist da zu machen? Anstandslos brachte der Wirt zwei Gläser für das Bier, scheinbar ist so was hier üblich. Im Hotel erwartete uns noch eine Überraschung. Der belgische Schwiegersohn und Natascha redeten aufgeregt auf mich ein, sie hielten mir ein Handy unter die Nase (auch das beliebteste Spielzeug der Russen), es war Alexander, der mir von früher bekannte Dolmetscher aus Königsberg. Er wusste durch Dr. Kuebart, ich sei in Nesterov und wollte das Krankenhaus und Dr. Nina Kitlinskaja aufsuchen. Meine Freude war groß, was hätte ich ohne russische Begleitung im Krankenhaus gemacht? Umständlich, immer wiederholend verabredeten wir uns für Mittwoch, 13 Uhr, Alexander käme uns mit dem Auto vom Hotel abholen, dann stünde der Krankenhausbesuch an, anschließend lud uns Frau Dr. Nina Katlinskaja zum Mittagessen ein. An diesem denkwürdigen Abend versprach uns noch der Bäcker-Schwiegersohn für den kommenden Dienstagnachmittag um 17 Uhr eine Führung durch die Großbäckerei. Welch herrliche Aussichten auf unerwartete Besichtigungen erfüllten sich an diesem Abend.

Am Dienstag, dem 22. August, bewältigten wir wieder ein Riesenprogramm. Das Ziel unseres Spazierganges war der Sportplatz und Schützenplatz. Von den Grundstücken Friseur Sperling und der Fleischerei Sperling am Kleinen Markt ist nichts mehr zu entdecken. Auf Fleischer Sperlings Hof standen Elektromasten, an denen gerade gearbeitet wurde, und unzählige klapprige Holzhütten, wie überall in der Stadt auf den Hinterhöfen. Was da so alles untergebracht ist? Die frühere Parkstraße erkenne ich nicht wieder. Von der weitläufigen, großen Gärtnerei Grumblat keine Spur. Auf dem damaligen Wäschebleichplatz davor, stehen kleine, zum Teil sehr hübsche Einfamilienhäuser bis zum Sportplatzeingang. An der Ecke steht noch das heruntergekommene Haus eines Parteibonzen, aber gegenüber vom Getränkehandel und Eiskeller Rimkus ist nichts mehr zu sehen, alles ist unter Garten mit besonders viel Unkraut und Gestrüpp versunken. Wir biegen in den Sportplatzweg ein, es wird matschig, Laster und Baumaschinen kreuzen den Weg. Wir sehen, der Sportplatz wird umgebaut, neue Sportanlagen sind erstellt, sollen laut Bebauungsplan auf dem gesamten Sportplatz erweitert werden. Männer sind dabei, die dazugehörigen Wege neu und massiv

zu pflastern. Schutt und Steine verladen die Arbeiter auf Lastwagen. Emsiges Treiben beobachten wir da mittendrin, denn wie wir erfahren, soll am Sonnabend, dem 2. September, ein großes Einweihungsfest starten. Das hätten wir gerne mitgemacht, aber dann sind wir bereits abgereist. Das Ulanendenkmal steht immer noch an seinem angestammten Sportplatz-Platz. Dicke, alte Eichenbäume sind gefällt, um die Wege rund um den Fußballplatz zu erweitern. Gemächlich wandern wir auf dem alten Schotterweg (damals 100 m Laufstrecke) bis zum Ende, dort wo der Eingang zum Volkspark begann. Aber da zeigte nur ein Trampelpfad zwischen Gestrüpp und wildwachsenden Bäumen an, hier muss der Eingang zum damals hübsch angelegten Volkspark gewesen sein. Wir folgten dem Pfad, aber nichts erinnerte an den gepflegten Erholungsort. Verwilderte, verkrautete Gärten und der Natur überlassenes Land bedeckten einst kultiviertes Gelände.

Auch Wildnis und Suchen nach der Vergangenheit kann schön sein. Unheimliche Stille umgab uns, ab und zu durchbrach ein Vogellaut diese Ruhe. Gespenstisch erstreckte sich plötzlich im glitzernden Sonnenlicht der zugewachsene, von hohen Bäumen umstandene Schützenparkteich. Andächtig schauten wir auf dieses Paradies, obwohl uns gleichzeitig klar wurde, dies war mal der beliebte Schlittschuhteich der Ebenroder Jugend. Den Mittelhügel gab es nicht mehr, die am Rande verteilten Betonplatten gehörten früher zur Badeanstalt in Bareischkehmen. Diesen mit Schilf und heimischen Blumen wildumwucherten Teich umwanderten wir bis hin zur Mitte des Schützenparks, wo ich den damals so wichtigen Musikpavillon, das Schützenhaus mit den offenen Gästegängen vermutete. Von all diesen Holzgebäuden, verständlicherweise, und den gepflegten Wegen gibt es keine Spur Die Bäume wachsen in den Himmel, der heutige Schützenpark wirkt wie ein Wald. Selbst den damaligen Eingang zum Park an der Ecke zum Weg nach Leibgarten, wollte mir Herr Brandstätter nicht glauben, weil alles überwuchert war. Stattdessen versuchte er in einem Haufen Denkmalreste und Steinquadern das Hindenburg-Denkmal zu identifizieren, ob es stimmt, konnte uns niemand bestätigen. Ich war mir sicher, den früheren Schützenparkeingang erkannt zu haben, denn eine große Anzeigetafel mit Skizze auf einem gemauerten Sockel zeigte, natürlich auf Russisch, diesen nostalgischen Punkt. Bemerkenswert erschienen mir drei imposante, hinter hohen Zäunen versteckte Villen, direkt vor dem Gelände der damaligen Tennisplätze.

Es war warm geworden, wir beschlossen, durch die Einfamilienkolonie am Leibgarter Weg über die dazugehörige Schotterstraße, die Schirwindter Straße, durch Abkürzung zu erreichen. Die Häuschen wirkten noch ganz passabel, aber alle Vorgärten strotzten voll Unkraut, selten schaute mal ein Kohlkopf oder anderes Gemüse daraus hervor. Am Ende erreichten wir die Schirwindter Straße genau dort, wo früher einmal mein geliebter Kindergarten stand. Heute ersetzte dieses so stattliche Haus auf dem selbigen Grundstück eine unansehnliche, verkommene Hütte. Welch ein Schandfleck, ich konnte es kaum fassen! Längs der Ausfallstraße nach Schirwindt, die Straße war breit asphaltiert und mit neuen Bürgersteigen versehen, reihten sich mehrere Mietshäuser oder Einfamilienhäuser. Ganz hübsch anzusehen. Wir aber zogen es vor, zurück in die Stadt zu gehen, am leuchtend gelb und weiß gestrichenem früheren Amtsgericht vorbei bis zur Ecke Heinrich-Maria-Jung-Straße, dort am Gefängnis. Gegenüber erkannten wir die Villa des angesehenen Rechtsanwalts Schatlauer, heute in einem erbärmlichen, leeren Zustand, aber die Pracht von früher ist unübersehbar. Ich stieg die wackligen, ausgetretenen Stufen zum Eingang des Gefängnisses hinauf. Über enge Gänge und dunkle Teppen fand ich die einstigen kleinen Zellen immer noch mit Gitterstäben an den Fenstern gesichert. Unheimlich, eng, muffig und vor allem gruselig erschien mir die ganze Szenerie. Heute sind kleine Läden in den Zellen untergebracht, Verkäufer warten da im fahlen Lampenlicht auf Kundschaft. Eine der kleinen Läden betrat ich. Fast makaber empfand ich die Auslagen und prallte förmlich zurück. Die Zelle lag und hing voll von Grabblumengestecken, Sargdeckelgebinden und Kränzen aus Kunstblumen in bunten Farben. Selbst der Verkäufer wirkte wie leblos. Schnell machte ich

mich auf den Rückweg. Nie im Leben hätte ich solchen Verkauf dort erwartet. Fast fluchtartig verließ ich das Gebäude, was in den anderen Zellen verkauft wurde, wollte ich gar nicht mehr wissen. Ohnehin waren die meisten Zellentüren vergittert. Nur im Kellergeschoß zeigte ein Kopf mit Kamm und Schere an, hier arbeitet ein Friseur. Ich war so richtig froh ins Sonnenlicht zu treten und Herrn Brandstätter zu finden, der in der Zwischenzeit ins Hotel gegangen war.

Gemeinsam erkundeten wir die Heinrich-Maria-Jung-Straße. Hinterm Gefängnis erstreckt sich mit einer massiven Steinmauer versehen ein schöner, einigermaßen gepflegter Garten. Dort stand einst die weibliche Landwirtschaftsschule, ein prächtiges Haus. Ebenso durch den Zaun erblickten wir die Rückseite des Amtsgerichts. Herr Brandstätter wusste, heute wird das Amtsgericht als Internat für lernbehinderte, elternlose Kinder genutzt. Wir gingen sogar in die dazugehörige Küche mit integriertem Speiseraum. Während einer anderen Reise besichtigte ich die damals neu eingerichtete, moderne Küche. Heute erschienen mir die Räumlichkeiten mit Kühlräumen nicht mehr so strahlend neu, eher verbraucht und ungepflegt.

Das ehemalige Wiesemann-Tor zum Ausspann von der H-M-J-Straße, der Durchgang zum Altstädtischen Markt, war heute verschlossen. Ein vollständig renovierter, massiver Ziegelspeicher, allerdings ohne Fensterrahmen, also nur im Rohbau, weckte mein Interesse. Herr Brandstätter konnte erklären, dieser Bau und weiter vorn ein ebenso hübscher Rohbau, sollte vor ein paar Jahren ein schmuckes Hotel am Markt werden. Leider sind dem Investor die Gelder ausgegangen, nun träumt das Projekt vor sich hin. Wirklich schade um das Hotel und um das ansehnlich wirkende Ziegelgebäude. Die Häuser des Gymnasiums mit Turnhalle stehen wuchtig und prächtig da wie eh und je. Sicher, einige Reparaturen sind bestimmt gemacht worden und einen neuen Anstrich haben die Gebäude auch bekommen, aber sonst sind mir keine nennenswerten Veränderungen aufgefallen. Das Gymnasium hat die Kriegszeit gut überstanden, sogar, meine ich, das Eingangsportal ist noch das Original.

Nun stehen wir wieder an der Kasseler Straße, einer verhältnismäßig großen Kreuzung, wo Hindenburgstraße, Schmiedestraße und Mühlenstraße zusammentreffen. Herr Brandstätter macht mich auf das alte, großzügige Grundstück der Fleischerei Wermke in der Kasseler Straße aufmerksam. Ich überlege, etwa dort gegenüber muss das Grundstück der Gärtnerei Loseris gewesen sein, hinter dem Haus standen einst Gewächshäuser. Heute erstrecken sich auf den Flächen verunkrautete Gärten an Gärten. Wir aber entscheiden uns für die Mühlenstraße, von dort zum Bahnhof gibt's noch viel zu entdecken. Ein verrostetes Tor zur früheren Meierei versperrt uns den Weg auf das Werksgelände. Hier wird keine Milch mehr verarbeitet, hier ist Schluss mit der Produktion. Die Milchanlieferungsrampe ist marode, verfallen, einige Leitungsrohre hängen frei in der Luft, Kessel und der gesamte Bau sind dreckig und unansehnlich. Der Verfall ist offensichtlich.

Wir wenden uns ab, der Blick fällt gegenüber auf ein einst stattliches, mit vielen Gitterbalkons und verschnörkelten Ornamenten verziertes Haus. Wem mag das Gebäude einst gehört haben? Noch heute ist es ein Mietshaus. Mehrere Eingänge weisen darauf hin, ebenso die verschiedenen Gardinen und Vorhänge. Ein Mann kam interessiert auf uns zu, leider gab es keine Verständigung, nur ein bedauerndes Lächeln und Achselzucken. Weiter abwärts der Mühlenstraße vermutete Herr Brandstätter in einem verwilderten Garten das Haus der 1938 in der Progromnacht abgebrannten Synagoge. Ich aber bin der Meinung, die brennende Synagoge befand sich am Ende der Hindenburgstraße, nahe des Kinos. Da steht Aussage gegen Aussage! Streiten lohnt nicht! Wer weiß es genau? Das Gebäude brannte damals vollständig aus. Wie eh und je ragte der massive Wasserturm neben den Gleisen hervor, der nur zur Wasserbefüllung der Dampflok diente, dort suchten wir nach dem vermeintlichen Judenfriedhof. Gräber, Hügel, Kränze? Nichts erinnerte mehr an die Totenstätte, wenn sie jemals dort war! Herr Brandstätter wühlte und trampelte das wuchernde Gestrüpp herunter,

aber außer ein paar Kratzern an den Beinen fand er nichts. Ein paar Augustäpfelbäume am Weg hingen voller Früchte, die Vergangenheit hatte die Natur sich zurückerobert.

Ruhig und still, beinahe verlassen wirkte der Bahnhof mit den Gleisen, Bahnsteigen und was sonst notwendig ist, für einen reibungslosen Verkehr. Ein paar Jungs kurvten mit ihren Fahrrädern herum, Jugendliche lachten und schwatzten an einer Ecke, ein Linienbus, ohne Fahrer, stand verwaist am Straßenrand. Die Türen zum Bahnhof standen offen, kein Bahnpersonal weit und breit, Polizei und Militär, die sonst die strategischen Orte der Stadt bewachen, nichts und niemand konnten wir entdecken. Ich spazierte auf den mir so vertrauten Bahnsteigen herum, im Geiste wartete ich auf den Zug von Eydtkau nach Insterburg. Heute aber kam kein Zug, die Gleise blieben leer, kein Abfahrtspfeiff zerriss die Stille. Auf einer Bank neben den Gleisen machten Herr Brandstätter und ich ein wenig Pause. Versonnen schauten wir auf den gesamten Bahnbereich, unsere Blicke blieben hängen an den gegenüber stehenden zahlreichen Öl- und Treibstofftanks, wie Riesenpilze reihten sie sich aneinander. Ebenso, gleich daneben, erweckten große, silbern glänzende Getreidesilos unser Interesse. Welch ein Gegensatz, auf der einen Seite des Bahnhofs Verfall und Trostlosigkeit, nur die Gleise dazwischen, und drüben an der Güterstraße aufstrebende Industrialisierung.

Dunkle Wolken brauten sich zusammen, ich mache mich über die Goldaper Straße auf den Rückweg und merke, all die großen, schönen Alleebäume der Bahnhofstraße sind gefällt worden. Die Straße ist dadurch breiter, wirkt aber öde und leer. Herr Brandstätter trifft doch tatsächlich einen Reisenden, der Erkundigungen über den Zugverkehr Moskau-Königsberg erfragen will. Das bedeutet, Züge fahren, aber ob sie in Insterburg halten, weiß keiner so genau. Russen fahren nicht Zug, der ist ihnen viel viel zu teuer, sie nehmen den wesentlich billigeren Bus. Leider verkehren auf der verhältnismäßig kurzen Strecke Eydtkau-Königsberg noch keine Triebwagen. Alles das erfuhr Herr Brandstätter von diesem Reisenden in englischer Sprache, nur, er durfte mit seinem Ticket den Hauptzug benutzen. Schade, Zugfahren noch einmal nach Insterburg, wäre mein Traum.

Inzwischen hatten die Wolken sich verzogen, auf dem früheren Hardt-Hotel-Gelände kauften wir in einem Laden Coca-Cola gegen den Durst. Ich versuche mich an die Geschäfte auf der Straßenseite hinter uns zu erinnern. An der Schillerstraße machte der Fotograf auch unsere früheren Porträt-Aufnahmen. Ein Papier-Schreibwarengeschäft fällt mir ein, der Klumpenmacher und ganz in der Ecke neben dem Hotel gingen wir durch einen großen Torbogen zum Altwarenhändler – Lumpen, Knochen, Eisen und Papier -, um ein Hasenfell für drei Dittchen zu verkaufen. Heute ein großer, freier Platz. Am Rathaus stiegen wir noch einmal die Stufen hoch. Herr Brandstätter wollte mir unbedingt die zwei Schautafeln im Vorraum zeigen, die den Ausbau des Sportplatzes und des Schützenparks veranschaulichten. Ein ehrgeiziges Projekt, mit Schwimmbad, Sportstätten, Tribünen, Pavillons, Kinderspielplätzen und Gastronomie. Vielleicht bringt die Stadt das nötige Kleingeld bald zusammen. Ebenrode wäre um eine Attraktion reicher. Am Bankgebäude überholt uns ein Radfahrer, der uns mit ein paar Deutschbrocken fragte, kommt ihr aus Germany. Verdutzt bejahen wir, und es stellt sich heraus, er sei jetzt Rentner und lebe in Nesterov, früher sei er in der Zeit mit Putin, russischer Major in Ostdeutschland gewesen. Nach einigem Hin und Her, nahm Herr Brandstätter die Gelegenheit wahr, ihn zur großen Bildertafel vor der ehemaligen Kirche mitzunehmen, um Einzelheiten der Bilder zu erfahren. Leider klappte das nicht so ganz, er versprach zwar, sich über ein spezielles Bild zu erkundigen. Zu unserem Erstaunen lud er uns zu sich nach Hause in die Gartenstraße 12 ein. Am Donnerstag wollten wir uns um 9.30 Uhr treffen. Nun wurde es aber höchste Zeit ins Hotel zu gehen, unsere Bäckereibesichtigung fand um 17 Uhr statt.

Auf diese Begegnung freute ich mich, lang ist es her, in einer Bäckerei diesem typischen Brotgeruch nachzugehen. Der Belgier wartete schon und brachte uns zum Bäckermeister,

einem bieder aussehenden, lächelnden Mann. Hinter dieser Freundlichkeit verbarg sich ein knallharter Geschäftsmann, denn sonst hätte er diesen Betrieb nie aufbauen können. Über Umwege erfuhren wir, in Deutschland habe er Kontakte im Bäckerhandwerk gesucht, Erfahrungen gesammelt und mit Geschenken von gebrauchten, modernen Backöfen seiner Lehrmeister, begann er in Ebenrode-Nesterov, seinen eigenen Großbetrieb aufzubauen. Ein großes Areal mit altem Wohnkomplex erwarb er, im Haus sind die Backstuben untergebracht. Mindestens 10 bis 12 frühere Postautos für die Brotauslieferungen und einer Reparaturwertstatt gehören dazu. Ein Kaufladen und eben das Hotel mit Restauration für die Bevölkerung und Festräume für diverse Gesellschaften, komplettieren diesen vielschichtigen Besitz. Innerhalb dieses einen Jahres, als ich mit Frau Wiemer in Ostpreußen war, ist doch viel gebaut und neugestaltet worden. Merkwürdig, diese Aktivitäten vollzogen sich damals im Verborgenen. Sehr repräsentativ zeigt sich heute das Hotel mit Vorderansicht und hübsch angelegtem Garten, mit ausgesuchten Materialien und Ideen. Am Eingang empfing uns sofort der typische Brotgeruch. In den Räumlichkeiten arbeiteten nicht sehr viele Leute, aber konzentriert und schnell. Akkord! In drei oder vier Knettrommeln wurde nacheinander der Brotteig hergestellt, auf breite Tische entleert, Frauen stachen mit einem Spachtel Teigstücke ab, wogen auf einer Digitalwaage die Stücke, legten zu oder nahmen ab, exakt ein Kilo Gewicht für jedes Brot. Diese Stücke formten sie mit beiden Händen zu Bällen, über ein Laufband mit Presse entstanden längliche Laibe, die in Kästen gelegt wurden und in hohe Stellagen, mindestens 200 Stück oder mehr, eingeschichtet wurden. Eine Stellage füllte sich nach der anderen, bis eine bestimmte Menge erreicht war. Männer schoben diese schweren Stellagen in die Gärkammer. Unermüdlich arbeiteten die Leute in den warmen Räumen. Mir fiel auf, nur die Männer trugen Bäckerkleidung, die Frauen arbeiteten in ihrer zivilen Kleidung, nur die Haare versteckten sie unter Hauben. Obwohl im Betrieb streng auf Hygiene geachtet wurde, Handschuhpflicht, aber auf Körperschutzkleidung wurde verzichtet. Der große Backofenraum stand an zwei Seiten offen, der Hitze wegen. Einen Backofen, wie ich ihn aus meines Vaters Bäckerei kannte, gab es hier natürlich nicht. Stattdessen reihte sich ein großer Kasten mit Glastür an die andere. Elektrisch beheizt und mit viel Elektronik versehen, die überschüssige Wärme entwich über silbrige Aluminiumröhre nach draußen. Aus den Gärkammern schoben die Männer die Brotstellagen heran. Blitzschnell geschah der Wechsel. Nacheinander zogen die Männer die fertiggebackenen Brote mit den Stellagen heraus, die Gärstellagenbrote sofort wieder hinein. Dieser Wechsel vollzog sich sehr schnell. Zum einen durfte das Brot nicht zu lange der Zugluft ausgesetzt sein, zum anderen, die konstante Wärme durfte nicht verloren gehen. Nach diesem Wechselvorgang kontrollierten die Männer die Backelektronik. Schwitzend schoben sie die fertigen Brote in den Abkühlraum. Ein bisschen belustigt schaute ich auf die Öfen, in einigen drehten sich die Stellagen im Kreis, in anderen standen sie still bei immer gleichbleibenden Temperaturen. Die Brotherstellung war schon interessant, aber bei der Kuchenproduktion wurde noch viel per Hand gemacht. Wiegen, rollen, in Form bringen, rund oder lang, alles glich sich, nur die Füllungen waren unterschiedlich. Wannen von Marmeladen, Ananas, Johannisbeeren, Kirsch, standen herum, ebenso Nougat und Rosinen. In Russland gibt es sowieso andere Kuchenarten, versteckt sind die Köstlichkeiten in runden oder langen Backwaren, die wie Brötchen aussehen. Auch wurden in Fett gebackene Sorten hergestellt, Schokoladen- und Zuckerguss erhöhten ebenfalls die Qualität. Trotz aller Perfektion, diese Kuchen befüllten die Frauen per Hand. Auf die flachgedrückten Teigstücke verteilten sie gleichmäßig mit dem Löffel die verschiedensten Füllungen. Zusammengedrückt, auch per Hand, entstanden so, manchmal auch mit Zuckerguss verziert, süße Köstlichkeiten. Mit großem Interesse verfolgte ich die Arbeitsvorgänge, stellte Fragen, und bekam sogar Auskünfte, interner Art, über Arbeitszeit, die rund um die Uhr geleistet werden, sogar über kleine Besonderheiten der Branche. Vielleicht ein wenig deswegen, weil ich den Bäckermeister mit einigem Fachwissen überraschte. Selbst die riesige Mehlhalle mit tausenden Säcken unterschiedlicher Mehlsorten zeigten sie uns. Zum Schluss führten uns die beiden Männer in eine große

Baustelle. Stolz erklärte der Bäckermeister, übersetzt vom Belgier, hier entsteht eine neue moderne Backstraße. Die alten Räume seien zu klein, verwinkelt, zeitraubend. Hier wollte er mit besseren Maschinen und modernster Elektronik den gesamten Betrieb erneuern und effizienter machen. Der Rohbau mit Dach stand bereits, eine mindestens 50 m lange und hohe Halle, die Fensterfront zog sich über die gesamte Längsseite hin, sollte die neue Produktionsstätte werden. Diese Investition sei durchaus nötig. In ein paar Tagen fuhr er tatsächlich mit seinem Schwiegersohn auf Geschäftsreisen nach Belgien. Eine seiner zwei Töchter arbeitete im Büro, sicher seine rechte Hand im Betrieb und seine Nachfolgerin. Seine rechte und linke Hand für das Hotel war „unsere“ Natascha, die sich fröhlich um uns mühte, leider aber nur russisch sprach. Diese eine Kleinigkeit darf ich auf keinen Fall unterschlagen. Wir wendeten uns zum Gehen, da wies der Meister auf den Fußboden und verkündete lachend: „Auf diesem Fußboden wird kein Mitarbeiter je ausrutschen, dieser Fußboden ist rutschfrei nach neuesten Erkenntnissen gefertigt.“ Eine tolle Errungenschaft!

Mir schwirrte der Kopf von all dem Gesehenen und Zuhören. Ich fand seinen Mut und Ideen großartig und weitblickend. Dabei musste ich an meinen Vater denken, als wir an meinem Elternhaus vorbeigingen, um in Herrn Brandstätters spezieller Gaststätte zu Abend zu essen. Dieser Russe war dabei, sich eine Brotfabrik aufzubauen und zu erweitern. Diese lobenswerte Absicht ist bemerkenswert, hat aber mit dem alten, traditionellen Bäckerhandwerk nichts zu tun.

Am nächsten Morgen beim Frühstück fragte ich Herrn Brandstätter, ob es ihm gut ginge. Seine Antwort lautete: „Ja, er hätte zum Ausgleich am Abend mit dem Bäckermeister noch eine Runde Tischtennis gespielt.“

Mittwoch: Ich freute mich an diesem sonnigen Mittwochmorgen auf den bevorstehenden Krankenhausbesuch, auf Nina, der Chefärztin, ebenso auf Alexander, der extra unseretwegen aus Königsberg nach Ebenrode angereist kam, um zu dolmetschen.

Bis dahin trennten sich unsere Wege. Herr Brandstätter ging ins Lyzeum, um die versprochenen Fotos in den Computer der Bibliothek zu überspielen. Mein Weg führte mich zum Kleinen Markt, zum früheren Haus meines Vaters, dort hoffte ich den netten jungen Mann, etwas deutschsprechend, zu treffen, der mir behilflich sein könnte, meinen defekten Fotoapparat in Ordnung zu bringen. Er konnte, der Transporter war verklemmt. Mit ein paar Handgriffen und Einlegen eines neuen Films, stand dem Fotografieren nichts mehr im Wege. Meinen Spaziergang setzte ich fort bis zu Webers Ecke an der Schützenstraße, mein bekanntes Revier aus Kindertagen, ums Karree Schützenpark, Parkstraße. Wie überall auf den Ausspannhöfen aus jener Zeit, hinter einem Bretterzaun verborgen, erspähte ich diese grässlichen Buden, Kasematten. Was da wohl alles aufbewahrt wird? Die kleinen Häuschen aus früheren Jahren schienen zwar bewohnt, aber in schlechtem Zustand. Einen Blick warf ich noch in die rechts abbiegende Rathausstraße. Die geliebte Lindenallee in der Straßenmitte existiert immer noch. Wie schön! An der unteren Schützenstraße versuche ich, das Haus der damals dort ansässigen Fleischerei ausfindig zu machen. Das kleine Schaufenster finde ich nicht mehr. Dafür steht am Ende der Schützenstraße Anfang Maria-Jung-Straße noch das Haus meiner Schulfreundin Christel Trost, der markante Torbogen zum Hof und den Wohnungen ist unverkennbar. Daneben gleich in einem so gar nicht ansehnlichen Häuschen wohnte früher unser Kalfaktor Krieg, für allerlei Säuberungsarbeiten zuständig. Auch brachte er uns immer das Fuhrwerk von der Walzenmühle vor die Haustür, wenn wir nach Mecken zu Besuch fahren wollten. Enttäuscht und traurig schaute ich auf die leere Stelle hinter dem kleinen „Krieg“-Haus. In dem großen Mietshaus wohnten einst betuchte Pensionäre und Rentner (Frau Salk fällt mir ein, die wir in Flensburg wieder trafen), die sich aber nicht scheuten, Kinder der Landbevölkerung, die in Ebenrode zur Schule gingen, sei es Lyzeum oder Gymnasium, in Kost und Logis zu nehmen. Mir war es stets ein Vergnügen, meine Mitschüler in diesem Haus zu besuchen. Wehmut steigt in mir auf, aber

die Erinnerungen begleiten mich weiter. Welch eine Freude, den damaligen „Dreiangel“ gibt es immer noch, sogar der Rasen wird heute mit lautem Getöse gemäht. Von diesem Platz aus, schweifen meine Blicke geradeaus auf das große Wohnhaus (jetzt in schlechtem Zustand und die Besitzer unbekannt), damals hatte es eine besondere Bedeutung für mich. Einmal wegen der mir nichtssagenden Geschäftsstelle der „Barmer Ersatzkasse“, zum anderen imponierte mir stets die riesige, wuchtige mit Steinen beladene Mangel, die die Hausfrauen für die Glättung ihrer Wäsche gerne nutzten. Heute fand ich sogar die Eingangstür zu diesem Ort im Kellergewölbe. Den Schützenpark-Eingang ließ ich links liegen, die Bauarbeiten am Sportplatz musste ich mir nicht noch einmal ansehen. Maschinengeräusche verkündeten, hier wird gearbeitet, bis zum Einweihungstag am 2. September muss die Anlage fertig sein. Das kleine Fahrradgeschäft am Dreiangel mit dem freundlichen Inhaber, der so manchem Kind beim Schlauchflicken geholfen hat, finde ich nicht mehr. Selbst das große Rimkus-Gelände mit Getränkehandel und Eiskeller ist verschwunden. Ich sehe nur Gestrüpp und verwilderte Gärten, die sich die ganze Parkstraße hinaufziehen, bis zur früheren Tischlerei Theophil, die ich da aber auch nur vermute. Wage erinnere ich mich, nach Theophil hinter einer weißen Mauer verborgen, hatte ein Klempnermeister seine Werkstatt. An den Namen erinnere ich mich nicht, nur mit seinen Jungs spielte ich manchmal Versteck. Die ganze Parkstraße bis hin zum Schützenpark hat sich total verändert, vom Charme der guten alten Zeit ist wenig übriggeblieben. Diese Gedanken kreisen mir durch den Kopf, bei der Suche nach der verklärten Vergangenheit, aber die Gegenwart zeigt ein völlig anderes, ernüchterndes Bild.

Nun warteten Herr Brandstätter und ich auf Alexander, der mit etwas Verspätung wegen der vielen Baustellen, uns vom Hotel abholte und ins Krankenhaus fuhr. Wie immer wirkte die bröckelnde Fassade und dem inzwischen schwarz-weißem Putz, wenig einladend. Viel Geld müßte aufgebracht werden, um die Außenansicht des Hauses instand zu setzen, dachte ich sofort nach unserer Ankunft. Aber die gepflegte Innenansicht entschädigte den ersten Eindruck. Ein moderner Aufzug verband drei Stockwerke, geflieste Flure und Aufgänge gab es überall. Türen und Fenster waren neu, das Treppenhaus ebenfalls modernisiert, alle Wände im Haus wirkten wie frisch gestrichen. Ebenso sauber und neu hergerichtet wirkten die Krankenzimmer, als ich in mehrere Räume einen Blick hineinwarf. Die moderne Zentralheizung hatte ich schon vor ein paar Jahren entdeckt. In ihrem Büro begrüßte uns die Chefärztin, Frau Nina Kitlinskaja, sehr herzlich, nahm uns in die Arme und drückte uns wie alte Freunde, lachten und scherzten. Wir tauschten ein paar Geschenke aus, ich hatte ein Bild vom Flensburger Hafen mitgebracht, um den Russen zu zeigen, wo ich jetzt lebe. Frau Doktor überreichte mir ein weißes, sehr fein mit Mustern gestricktes Wollschultertuch, und einen sehr alten Eierbecher mit einem bunten Motiv der Schirwindter Straße. Nach diesen netten Gesten dankte mir die Chefärztin noch einmal für die großzügige Spende für das Krankenhaus, die medizinischen Geräte seien hochwillkommen, sind alle installiert, und werden von den Ärzten fleißig benutzt zur Diagnosefeststellung. In den einzelnen Abteilungen schauten wir uns die Geräte an, für die Magen- und Darmspiegelung standen sogar zwei Räume zur Verfügung. Für die Hals-Nasen-Ohren-Behandlung fehlten noch ein paar Teile, die in Kürze nachgeliefert werden. Als mich der nette Doktor für Augenheilkunde sah, nahm er mich voll Freude in den Arm und strahlte, er könne so vielen Menschen helfen, ihre Beschwerden zu lindern und zu erkennen, nochmals Dank! Trotz der Freude und Dankbarkeit, die mir dort entgegengebracht wird, ist mir so viel Aufmerksamkeit immer etwas peinlich. So im Mittelpunkt zu stehen, liegt mir nicht. Ich freue mich, wenn ich sehe, wie die Patienten im Vorraum geduldig auf ihre Behandlung und Untersuchung warten. Es ist mir eine Genugtuung zu wissen, mit Spenden kann vielen Menschen geholfen werden.

Plötzlich, ein schriller Alarmton schreckt Patienten, Besucher und Pflegepersonal gleichermaßen auf. Rufe schallen durch die Räume, in den Fluren rennen und schieben sich die Menschen, zwar ohne Panik und Furcht, aber wir sehen, die Leute laufen auf den Hof.

Auf unsere Frage, was diese Situation zu bedeuten hätte, antwortete Alexander besänftigend, ganz ruhig, dieses sei eine Evakuierungsübung im Brandfall. Trotzdem gingen wir alle, mit gutem Beispiel nach draußen. Die Russen nahmen die Übung durchaus ernst. Ein ganzes Krankenhaus im Notfall zu räumen, braucht Zeit und Logistik. Es dauerte doch eine ganze Weile, ehe es Entwarnung gab. Nach dieser „Panne“ lud uns Frau Doktor zum Mittagessen in „unser“ Lokal „Im Pizza“ am Neustädtischen Markt ein. Nina und Alexander bestellten für uns alle, Suppe, Hauptgericht und Nachtisch. Natürlich bestellten sie auch Wodka und Bier, und zeigten sich sehr enttäuscht, als der Wirt die Gründe nannte. Kurzerhand stand Alexander auf, um Bier aus dem nächsten Laden zu holen, ebenso verschwand Nina, die Chefärztin, um Wodka zu holen, ohne diese „Zutaten“ wäre unser Mittagessen kein Festmahl. Stolz kehrten beide mit den Flaschen im Beutel (in Russland ist es verboten, Alkohol offen zu tragen) zu uns zurück. Der Wirt brachte unaufgefordert die entsprechenden Gläser, und fröhlich prosteten wir uns zu. „Nastarowie!“ In Deutschland wäre diese Art der Beschaffung von Alkohol unmöglich, ganz bestimmt geschäftsschädigend. Wir kämen gar nicht auf die Idee, Getränke mitzubringen. Aber abgesehen davon, würde in Deutschland eine Chefärztin für ihren Besuch in den nächsten Laden gehen, um Alkohol zu kaufen? Andere Sitten, andere Gebräuche! Jedenfalls, es wurde ein wunderbares Essen und Beisammensein. Nina (wir waren zu den Vornamen übergegangen) erzählte über ihren Werdegang und ihre Familie, so viel Einzelheiten wären im Krankenhaus überhaupt nicht möglich, aber hier im privaten Bereich, lockerten sich die Gespräche. In fröhlicher, entspannter Runde lachten und scherzten wir vergnügt, als wären wir alte Freunde.

Ich erzählte von meinem Wunsch, in Kattenau die Großviehanlage unbedingt zu besichtigen. Beide überraschte dieses Anliegen, ich konnte es ihnen ansehen, aber da beide nur russisch sprachen, hatte ich keine Ahnung über ihr Gespräch. Mit ihren Handys führten sie allerlei Gespräche, Herr Brandstäter und ich kamen uns dabei ziemlich dämlich vor, dass sind die Tücken der Sprachschwierigkeiten. Aber dann erklärte Alexander, Nina wolle sich durch ihre Beziehungen dafür einsetzen, uns eine Besichtigung zu ermöglichen. Wir bekämen Bescheid! Welch ein fröhlicher, unbekümmerter Nachmittag, die russische Seele fegte alle Zweifel weg, nur die Gegenwart zählte.

Alexander fuhr Nina zu ihrer Verabredung zum Bahnhof. In unserer Gegenwart kaufte sie Butter und Glumse in einem Geschäft, und empfahl uns den Kauf, diese hochwertigen Produkte stammen über die Gumbinner Molkerei aus der Kattenauer Milchproduktion. Alexander setzte uns im Hotel ab, und beteuerte immer wieder, wir bekämen Bescheid. Natascha, unsere gute Seele, hielt mir immer wieder das Handy unter die Nase, Natascha aus Schönheide wollte mit mir einen Termin absprechen. Welch ein Durcheinander, überall Handys, deutsche Sprachfetzen und die russischen Worte dazwischen, wer hatte da noch den Überblick? Am Ende wurden wir uns einig, am Freitag fahren wir voraussichtlich nach Kattenau, am Montag treffe ich mich mit Natascha aus Schönheide.

Aber zwischen diesen Verabredungen ergaben sich noch andere Begebenheiten. Nach diesem turbulenten Tag, wollten wir uns ein wenig erholen und zogen los, gegen Abend, um uns ein wenig die Beine zu vertreten und Luft zu schnappen. Aber in Russland gibt es keine Kneipen wie in Deutschland, hier sind die Bürgersteige hochgeklappt und menschenleer. Wir landeten neben Webers Eck in einem spärlich beleuchteten Geschäft mit mindestens zwölf Bierzapfstellen an der Wand und einem einsamen Verkäufer. Flaschen in verschiedenen Größen standen aufgereiht zur Wahl. Wie aber sollten wir dem ahnungslosen Verkäufer klarmachen, wir wollten kein Flaschenbier der verschiedensten Sorten, wir wollten nur ein Glas Bier? Dieses Unterfangen fand mit Handzeichen und Gesten statt, aber ohne Erfolg, aber mit viel Gelächter und Ratlosigkeit. Mein Blick fiel auf einen Pappbecher, bedeutete dem völlig irritierten Verkäufer aus irgendeinem Zapfhahn eine halbe Literflasche zu füllen und dann in die Pappbecher zu teilen. Leider gab es nur einen Pappbecher, denn im

Geschäft trinkt keiner sein Bier. Die Russen nehmen ihr Bier in 1- oder 2-Liter-Flaschen nach Hause mit. Allmählich erkannte der Verkäufer, immer noch verduzt, unser Anliegen, wunderte sich bestimmt über die verrückten Ausländer (Frage: Germany), aber ich kriegte die Flaschenhälfte im Becher, Herr Brandstätter trank den Rest aus der Flasche. Durch diese Unzulänglichkeiten der Verständigung ergaben sich groteske Situationen, die nur durch viel Gelächter beseitigt werden konnten. Ein bißchen stieg mir dieses selbstgebraute Starkbier zu Kopf, fröhlich und ein wenig kokett lachten und scherzten wir, einfach aus der Laune heraus, und der wahrlich komischen Situation. Merkwürdig genug, bei Herrn Brandstätter hatte ich den Eindruck, diese Art von Humor und der Komik des Augenblicks bereite ihm kein großes Vergnügen noch Entspannung.

Am Donnerstagmorgen, nach dem Frühstück, machten wir uns auf den Weg zur Gartenstraße 12 zum Major. Auf neugepflasterten Bürgersteigen, vorbei an der früheren Maschinenfabrik Schweighöfer und der Ruine deren Villa, auch an leeren Plätzen, wo einst kleine Wohnhäuser standen, bogen wir in die Gartenstraße ein. Von weitem sahen wir, er wartete und winkte vor seinem Haus. Ich erkannte sofort, diese Häuser gehörten zu der schmucken Siedlung, die vor dem Krieg erbaut wurden. Er wohnte im 1. Stock. Ich wunderte mich, wie groß die Räumlichkeiten oben ohne viel Schrägung ausgebaut waren, Küche und Bad gehörten dazu. Ein Riesenflachbild-Fernseher dominierte im Raum, auch sonst fehlten keine Elektrogeräte, wie Kühlschrank, Elektroherd, Staubsauger, alles im Großformat. Ebenso, ganz typisch russisch, Teppiche an der Wand und auf dem Fußboden. Der Major schleppte Fotoalben heran. Herr Brandstätter erhoffte sich alte Bilder von Ebenrode, leider konnte der Major damit nicht dienen, trotz wiederholter Nachfragen. Seine Alben enthielten nur Privatfotos seiner Familie, ganz hübsch anzusehen, für uns aber uninteressant.

So machten wir uns bald auf den Weg nach Bareischkehmen. Weiter die Gartenstraße entlang bis hin zu den hässlichen Wohnblocks erbaut auf den Äckern der Bauernfamilie Hill, keine Mauer ließ erahnen, wo das frühere Wohnhaus stand. Die verfallene Barringer Schule zog uns an, hier musste es doch einen Weg zur Badeanstalt geben, wenigstens einen Rest oder Wasserloch. Ganz unbekümmert stapften wir durch fremde Gärten, immer suchend umschauend. Ein kleiner Junge zeigte auf eine Neigung im Gelände, ein Mann stand plötzlich neben uns, als wir vor einem provisorischen Gewächshaus standen. Irgendwie fuchtelte Herr Brandstätter mit den Armen herum, um ihm klarzumachen, warum wir hier herumliefen. Entweder der Mann verstand Herrn Brandstätters Bemühungen, oder er wusste von ähnlichen Begegnungen, was gesucht wurde. Jedenfalls begleitete er uns den Abhang hinunter durch das Gewächshaus, voll Tomaten und Paprika und aufgeschichteten Säcken mit Blumenzwiebeln. Am Ende des Abhangs glitzerte ein Tümpel. Herr Brandstätter bahnte sich einen Weg zwischen Gestrüpp und Unkraut, das war das Ziel, dort schlummerten bestimmt Reste der früheren Badeanstalt. Mich fasste der Mann an die Hand, um mich ein wenig zu stützen, der Weg nach oben, merkte ich erst jetzt, war matschig und sehr ausgetreten. So etwas wie eine kleine Unterhaltung kam mit Händen und Füßen zustande. Diese Äcker und Beete mit eben diesem Gewächshaus sei seine Gärtnerei, sogar mit Computeranschluss, die er Herrn Brandstätter bereitwillig zeigte. Seine Produkte lieferte er fast ausschließlich nach Kaliningrad mit seinem eigenen Lastwagen.

Ein paar hundert Meter weiter, dorfauswärts, zeigte ich Herrn Brandstätter an einer scharfen Kurve gelegen, das beliebte frühere Ausflugsziel der Ebenroder Einwohner. Damals kehrten die Leute nach dem Spaziergang gerne in das Gasthaus mit Bier- und Kaffeegarten ein, um sich zu stärken und mit der Nachbarschaft zu plachandern. Das Haus zeigte sich nicht im besten Zustand, nur der Garten mit den Obstbäumen erinnerten an die einstige Pracht. Herr Brandstätter wollte wenigstens bis zum einstigen Bahndamm der Schloßberger Bimmelbahn gehen, vielleicht gab es dort Neues zu entdecken. Ich kehrte um, der Weg zur Ulanenstraße nahm eine Weile Zeit in Anspruch. Am Ebenroder Ortseingang, an der Gabelung zu den häßlichen Wohnblocks, fotografierte ich den Ebenroder Namenszug auf Russisch:

HECTEPOB. Dieser Riesenschriftzug, mindestens fünf Meter lang, spannte sich quer zur Straße in einem Blumenbeet. Ich erreichte das große Anwesen des damaligen NS-Parteikreisleiters. Früher wäre es ein Unding gewesen, diese bewachte Grundstück zu betreten. Heute ging ich ohne Scheu durch das große Eingangstor. Dieses Grundstück strahlte immer noch Pracht aus, wirklich großartig. Rundum die Hecke war zu Bäumen herangewachsen, die gepflasterten Wege zu den Garagen und der Villa gut zu erkennen. Immer noch imposant wirkte die ganze hintere südliche Hausseite einnehmende Terrasse. Die Seitenteile bestanden aus aufgemauerten Feldsteinen und der Abgang in den Garten bildete eine riesige Steintreppe. Bewohnt schien das Haus nicht zu sein. Wer weiß, was die Stadt damit vorhat? Eigentlich zu schade für einen Leerstand. Von der Kreisgärtnerei Parkowski mit Schuppen, Gerätehäusern auf dem Großgelände gleich neben der Villa, fand ich keine Spur. Beschreibe es mal so, verstreut standen ein paar Hütten herum, dazwischen wildgewachsene Bäume, Unkraut und so weiter, von Ordnung und damaliger Gepflegtheit ist nichts mehr zu sehen.

Gegenüber dieser „Idylle“, auf der linken Straßenseite, gibt es noch ein paar Häuser von früher. Die Namen der Besitzer sind mir unbekannt. Wenn nicht gerade eine Freundin dort wohnte, sind Namen unwichtig. Am Dreiangel angekommen, wartete ich auf Herrn Brandstätter, er müsste von seiner Erkundungstour längst zurück sein. Viel Nennenswertes berichtete er nach seiner Rückkehr nicht, denn er sah den Major angeradelt kommen, und entschuldigte sich mit der Bemerkung, er müsse seinen Termin bei Nikita in der Schule einhalten. Weg war er! Wie dem auch sei! Nach ein paar freundlichen Worten, wollte der Major dann nicht stören und radelte von dannen.

Der Wind frischte auf, hier auf der Bank wollte ich nicht bleiben, also machte ich mich langsam auf den Weg in die Stadt, die mir immer vertrauter wurde. An der Ecke Schulstraße erkannte ich Herrn Brandstätter, der aus dem Schulgebäude kam. Nein, Nikita hätte er nicht getroffen, eine der Deutschlehrerinnen richtete ihm aus, Nikita sei aus Dienstgründen zu einem anderen Termin geeilt.

Der Wind wurde stärker, ähnlich wie bei mir an der Flensburger Förde. Schon immer bei meinen Aufenthalten in Ebenrode, vergaß ich stets, das Bullenviertel und die Bergstraße zu besuchen. Praktisch standen wir davor, nur wenige Schritte von der Schulstraße führten in das damals eher ärmliche Viertel, jedenfalls was diese Straße betraf. Ich hatte niedrige, kleine Häuschen mit steilen Treppenaufgängen im Kopf, von all dem sah ich rundum nichts mehr. Zum größten Teil war diese Ecke Ebenrodes schwer zerstört worden, daher die großen Lücken in den verwinkelten Straßen. Einige massive Steinhäuser stehen noch. Gleich gegenüber der Schule, in einer sonnigen Ecke, werden Wohnungen für ledige Lehrer in einem alten Haus saniert und renoviert. Wie ich fand, eine gute Idee! Auch das sehr schicke, wie uns gesagt wurde, aber hinter hohen Mauern und Schutzvorrichtungen versteckte Haus eines reichen Russen, sahen wir zwischen Schul- und Bergstraße, allerdings nur das Dach. Ein bisschen liefen wir umher in diesem etwas verwunschenem Viertel, da und dort ein Haus, mit und ohne Garten, wie überall, auch hier diese hässlichen Schuppen, da und dort Mauerreste, mit Unkraut überwuchert. Heillose Unordnung, oder auch nicht, je nach Standpunkt. Nun bogen wir in die Werwathstraße ein. Gleich an der Ecke, dort wo man früher den zweiten Bahnübergang erreichte (heute gibt es ihn nicht mehr), steht trutzig, im Stil rote Ziegel, weißer Putz, das sehr schöne Beamtenhaus. Natürlich nicht mehr so strahlend weiß, genau wie das Krankenhaus nebenan, aber die Leute, die da heute in den großen Wohnungen leben, wohnen recht passabel am ruhigen Stadtrand. Die Werwathstraße ist in meinen Augen eine der längsten Straßen Ebenrodes, sie zieht sich vom Bahndamm bis hin zur Gumbinner Chaussee.

Noch liefen wir gemeinsam bei Wind und Sonnenschein die Werwarthstraße entlang, und schauten auf die schäbige Fassade des Kreiskrankenhauses. Dieser sonst sehr hübsche

Bau, hätte dringend einer Renovierung bedurft, wenigstens die Vorderfront. An der Ecke Schillerstraße überquerten wir mühsam die Kreuzung, denn Asphaltierungsarbeiten mit schwerem Gerät erschwerten das Durchkommen. Die fünf Einfamilienhäuser auf der linken Straßenseite sahen recht gepflegt aus, ebenso die Gärten, nur mit der Unkrautbekämpfung nehmen die Russen es nicht so genau. Gegenüber müssen früher auch Einfamilienhäuser gestanden haben, leider sind nur noch die verwilderten Gärten übriggeblieben. Die Apfelbäume, über und über voll Früchte, überragten die Wildnis, die rotbackigen Äpfel leuchteten im Sonnenlicht. Gemächlich schlenderten wir zum Feuerwehrgerätehaus, das strahlte schön in Weiß, selbst das Kopfsteinpflaster stammte noch aus der alten Zeit. Aber was hatte es mit dem sehr großen und neuen, hübsch gebauten Mietshaus auf sich, dass da in bunten Farben leer stand, gegenüber der Feuerwehr? Fertige Außenanlagen, wie Gehwege, Parkplätze, Gartenanlagen mit Bänken, alles lud zur Benutzung ein, nur in dem fünfstöckigen Mietshaus wohnte kein Mensch? Sogar Geschäfte hatten sich bereits angesiedelt, neben dem Gelände der damals neuen Privatmeierei. Kinder jonglierten mit ihren Fahrrädern durch die Anlagen, aber sonst war kein Mensch weit und breit zu sehen, es herrschte sonntägliche Stille, auch wenn es kein Sonntag war, nur der Wind heulte und fegte über diesen leeren Platz. Herr Brandstätter und ich setzten uns auf eine der Bänke, wunderte mich immer noch über den Leerstand eines neuen Hauses an so einem schönen, sonnigen Platz, da erzählte Herr Brandstätter, dieses Haus sei von der Baubehörde nicht freigegeben worden, weil es technische Mängel, besonders in der Statik aufwies. Ich konnte so was kaum glauben, solche Mängel müssen den Bauleuten und der Bauaufsicht viel früher auffallen, doch nicht erst, wenn die Mieter einziehen wollen. Welche Maßnahmen zur Klärung der Situation ergriffen werden, wusste niemand. Damit stand Herr Brandstätter auf, er wollte sich anderweitig noch ein bisschen umschaun und Einkäufe machen. Ich überlegte, gehe ich an der Feuerwehr vorbei noch einmal von dieser Seite in die Gartenstraße, Annemarie Beckers Haus stand doch damals gleich in der ersten Kurve der Straße, also nicht weit von hier! Tatsächlich, ich fand das Haus, unverkennbar, die Eingangstür lag an der Giebelseite. Ein paar Anbauten am Ende der Hinterfront, machten das Haus nicht schöner, auch hier, der Garten verunkrautet. Hätte bloß noch gefehlt, meine Freundin Annemarie käme aus der Tür gestürmt. Solche Wunschbilder begleiten mich oft auf meinen Spaziergängen durch Ebenrode. Auf dem Rückweg zur Feuerwehr entdeckte ich einen ganz besonders schönen Rohbau im Bungalowstil. Nichts deutete daraufhin, dass hier gearbeitet wird. Es sah eher so aus, als ob dem Bauherrn das Geld ausgegangen wäre. Schade um dieses Objekt!

Die viele Lauferei durch die Ebenroder Straßen bei Wind und Sonne machten mich müde und langsamer, jeder Schritt bedeutete Anstrengung. Auf dem Weg zum Hotel erregten zwei wunderschöne Villen mit gepflegten Gärten mein Interesse. Wer da wohl wohnte? Endlich erreichte ich die Ruine der Schweighöfer Villa, einige alte Häuser immer noch Werwathstraße, unbewohnt, mit zerborstenen Fensterscheiben säumten den Weg bis zum Judeneck. Dort nahm ich die Abkürzung über Häckels Grundstück und betrat bald das Hotel. Eine Tasse Kaffee belebte gerade meine Lebensgeister, als Natascha aufgeregt mit dem Handy wedelnd auf mich zustürzte: Madam, Telefon! Es war Alexander, der mir mitteilte, Nina hätte es geschafft, für uns einen Termin für die Kuhstallbesichtigung in Kattenau zu besorgen. Ich sollte bestimmen, wann es uns am besten passe. Wir würden vom Hotel abgeholt. Welche Freude! So oft hatte ich vor Jahren versucht, mir die Stallungen anzusehen, immer ohne Erfolg. Irgendwo fand ich Herrn Brandstätter, wir mussten uns abstimmen, wie wir die Termine unter einen Hut bekommen. Ursprünglich hatten wir mit dem Belgier abgemacht, am Freitagfrüh die Backwarenauslieferungstour mitzumachen. Wie schon so oft, liefen beiden Russen die Handys heiß. Wie machen wir das Beste? Was wird interessanter? Kattenau war wichtiger, die Bäckertour konnten wir verschieben. Also entschied ich, am Freitag geht's nach Kattenau. Alexander wurde informiert, er bestätigte per Handy Freitag, 9.30 Uhr, werden wir abgeholt, Auto mit Chauffeur und Dolmetscher sind

dabei. Welch ein Angebot, Wahnsinn! Herzlichen Dank an Nina konnte ich Alexander gerade noch zurufen, dann endete das Gespräch. Herrn Brandstätter sah ich nicht mehr, war er zum Belgier gegangen, wegen der Terminänderung oder ins Lokal zum Abendessen? Ich verspürte einen Riesenappetit, nach dem Frühstück hatte ich nichts mehr gegessen. Wie erwartet, fand ich Herrn Brandstätter im "Pizzalokal" über der Speisekarte gebeugt. Schon vor der Tür hörte ich Musik und laute Stimmen, dort feierte eine Gesellschaft den Besuch einer Russenfamilie aus Deutschland. Als wir wie üblich mit dem Wirt wegen der Bestellung nicht weiterkamen, sprang der Russe aus Deutschland für uns ein, wir bekamen ein feines Gericht serviert. Die Leute am Nebentisch prosteten sich mit Wodka zu, auch uns beiden luden sie freundlich ein, auf ihr Wohl zu trinken. Na dann, Prost!

Die laute Musik setzte wieder ein, meist nur die Frauen tanzten im Kreis und winkten mir zu, mitzumachen. Die Musik ging in die Beine, die Russen fröhlich und ausgelassen, warum also nicht, machte ich ihnen die Freude, ein Tänzchen, es war eher ein wiegen zum Rhythmus, mitzumachen, zu lachen, Spaß zu haben. Zufällig schaute ich zur Tür, Herr Brandstätter zog gerade die Klinke hinter sich zu und ward nicht mehr gesehen. Was hatte das zu bedeuten? Der Deutschrusse sah meine Verwunderung und fragte: „Warum geht Ihr Begleiter?“ Darauf wusste ich keine Antwort. Ich schnappte meine Sachen, rief den netten fröhlichen Leuten ein Dankeschön zu und wünschte einen schönen Abend und verließ etwas irritiert das Lokal.

Draußen dunkelte es bereits, um diese Zeit ist kein Russe mehr auf der Straße, aber so wohl war mir auch nicht dabei. Der nie endende, immer rollende Lastwagenverkehr rattete mit Abblendlicht an mir vorbei. Im Hotel war auch Ruhe eingekehrt, nur das Eingangslicht brannte. Etwas verwundert schauten die Wachleute, die vor dem Fernseher dösten.

Am Freitagmorgen stand ich wegen unserer Verabredung nach Kattenau etwas früher auf, um in Ruhe zu frühstücken. Hier wusste man nie, welche Überraschungen auf einen warteten. Herr Brandstätter saß am Tisch, als ich ihn vorwurfsvoll grüßte. „Warum haben Sie mich gestern im Lokal so im Stich gelassen? Es gab keinen Grund dafür.“ Er aber lächelte unschuldsvoll und grinste, er sei der Meinung gewesen, ich wollte mit den Russen feiern und tanzen, da wollte er nicht stören! Welch ein Blödsinn, erwiderte ich doch etwas gereizt. Für mich war dieses Tänzchen nur eine Freundlichkeit, den Russen gegenüber. Niemals hatte ich die Absicht, dort zu bleiben, schließlich waren es fremde Menschen, die auch nur höflich sein wollten.

Heute morgen gab es ein besonders ausgiebiges Frühstück, Spiegeleier mit Speck und Dekoration, verschiedene leckere Wurst- und Käsesorten, sicher aus der Bäckerei für uns besorgt, Brötchen, drei Sorten Marmelade, Ananas, Aprikose, schwarze Johannisbeere und überaus schmackhaften Honig. Das hatte ich wohl Alexander zu verdanken, er muss Natascha wohl die Wünsche und Gepflogenheiten eines deutschen Frühstücks verraten haben. Herr Brandstätter begnügte sich nur mit Kaffee und Spiegelei, bemerkte aber spitz, so viel gute Sachen werden für mich aufgefahren, er sei bescheidener. Dabei hätte er genauso zulangen können, schließlich stand für uns beide alles auf dem Tisch. Dann wechselte er gekonnt das Thema und versuchte, Natascha Komplimente zu machen und sie zum Lachen zu bringen.

Pünktlich um 9.30 Uhr fuhr der Wagen mit Chauffeur, Dolmetscherin und noch einer jungen Dame aus der Stadtverwaltung vor. Nach einer herzlichen, fast vertrauten Begrüßung, begann unsere hoch interessante, spannende, nicht für jedermann zugängliche Besichtigungstour. Zu meiner Freude nahm der Fahrer eine andere Route nach Kattenau, als die mir bekannte Strecke. So ergab sich die Möglichkeit, einen weiteren, jetzt ausgebauten Teil der Stadt zu sehen. Über die Ulanenstraße und Feldwegen bogen wir in Bareischkehmen nicht in den direkten Weg nach Kattenau ein. Der Fahrer nahm die Chaussee nach Gumbinnen, und fuhr an der Trakehner Abzweigung Richtung Norden zum Dorf. Dieser Umweg erwies sich als gute Gelegenheit, Altvertrautes noch einmal wieder zu

sehen. Große Felder, zum Teil abgeerntet und umgepflügt, gaben den Blick frei ins weite Land. Rechter Hand grüßte das beliebte Packledimmer Moor, einige Vorwerke, einstmals zum Trakehner Gestüt gehörend, sahen wir im Vorbeifahren. Diese Ziegelbauten und Zeugen einer vergangenen Zeit, sind heute marode und unbrauchbar geworden.

Kattenau, einst ein lebendiger Ort, wirkte, wie vor Jahren, trostlos und verlassen. Am Eingangstor der Gutsherren von Lenski entdeckte ich die Rhododendronhecke, Apfelbäume hingen voller Früchte, Gemüse wuchs reichlich in den Gärten, ein Hund kläffte das Auto an, aber Menschen sah ich nicht. Am verlassenen Gasthaus in der Dorfmitte trauerte ich dem Weg nach Kummeln nach, der zu Verwandten führte in glücklichen Kindertagen. Alles das nahm ich in mich auf, kam mir in den Sinn, und verband diese Eindrücke zwischen gestern und heute, während dieser Autofahrt. Nicht nur die Vergangenheit begleitete mich. Nein, die Gegenwart nahm mich gleichermaßen in Anspruch. Den beiden Damen, unsere Begleiterinnen, bereitete der Ausflug genau so viel Vergnügen. Nach anfänglichem Zögern erzählten sie von sich und ihrer Arbeit, eine als Lehrerin im Kreis Ebenrode, jetzt im Ruhestand, die andere sei im Rathaus beschäftigt. Sie interessierten sich für mich, warum ich Ebenrode besuche, und staunten über so viel Heimatliebe. Auf meine Frage, ich sehe keine Störche, erklärten sie munter, hier sei es zu kalt, die sind in die sonnigen Gefilde nach Afrika geflogen. Natürlich erwartete ich keine tiefgreifenden Gespräche, aber die Art in dem holprigen Übersetzungsspiel war so erfrischend und reizend, darüber lachten wir herzlich.

Schon von weitem, als wir den Kattenauer Berg hinabfuhren, sahen wir die zahlreichen, riesigen Hallen der Kuhställe, genauso oder treffender ausgedrückt, die Milchproduktionsstätten. Wir bogen von der Straße ab, erreichten das Eingangsportal mit Kontrollstelle. Ob der Fahrer einen Erlaubnisschein vorlegte, kann ich nicht mehr sagen, aber scheinbar war der Mann informiert, die Schranke hob sich, wir durften passieren. Aber erst durch einen mehrere Meter flachen Wassergraben wegen der Hygiene zur Desinfektion. Erst jetzt bemerkten wir die Größe und Ausmaße der Anlage. Bis weit in die Ferne erstreckten sich die mindestens 10 bis 12 Hallen, schätzungsweise 200 m lang. Das Ganze hatte System, überall führten asphaltierte Straßen hin, zu den Hallen, den Futtersilos oder zu den Güllebehältern, natürlich alles in den entsprechenden Größenordnungen. Später erfuhren wir die Anzahl des dort gehaltenen Viehs, 6000 Stück.

Erst einmal wurden wir in dem einzigen Büro- und Aufenthaltsraum von wohl leitenden Leuten begrüßt (unsere Dolmetscherin trat in Aktion). Das Büro bestand nur aus diesem Raum, einigen Schreibtischen und darauf große Computer, eine Dame erklärte, nur über diese Computer wird der ganze Betrieb gesteuert und kontrolliert. Alle Vorgänge sind automatisch vernetzt. Durch ein paar Knopfdrücke erfahren sie jede gewünschte Information. Jedes Tier trage einen Chip und sei damit jederzeit erkennbar, wo es sich gerade befindet oder gemolken wird und vieles andere mehr. Zu meinem und Herrn Brandstätters Glück stellte sich uns ein junger deutschsprechender Holländer vor. Freunde hätten ihn beschworen, mit nach Russland zu gehen, wegen seiner hervorragenden Computerkenntnisse. Daraufhin übernahm er die gesamte Betriebsführung und die doch lästigen Übersetzungen, Ungenauigkeiten entfielen. Er zeigte auf die riesige Glaswand am Ende des Raumes, kein Laut oder Geruch drang durch, es muss wohl Panzerglas oder ähnliches Material sein. Als wir alle da durchblickten, entfuhr jedem ein Überraschungslaut, da unten befand sich der Melkstand, die Riesenmelkanlage, wie überall hier, nur XXXL. Ich war überwältigt von diesem Anblick. Mindestens je 50 Kühe standen um einen Mittelgang zu beiden Seiten. Mehrere Frauen, zu meinem Erstaunen ohne Schutzkleidung, setzten von dort aus die Melkgeschirre an, zuvor wurde jedes Euter mit einem weißen Desinfektionstuch gesäubert. Berge solcher Tücher häuften sich in Bottichen. Der ganze Melkvorgang verlief gleichmäßig und stupide. War eine Kuh fertiggemolken, entfernte sie sich aus der Stellage, die nächste ging hinein aus der Wartestellung. Der ganze Melksaal war ein ganzes Rohrsystem, Eingänge, Abgänge, Boxen. Jede Kuh war so programmiert, als hätte jemand

es ihr erklärt. Durch Glasrohre landet die Milch in Nirostatanks mit Kühlvorrichtung. Circa 20.000 Liter faßt so ein Tank, davon gab es vier. Der Holländer erzählte, rund um die Uhr wird gemolken, 3000 Kühe geben zweimal am Tag Milch. Zweimal am Tag wird die Melkanlage gereinigt und desinfiziert. Tankwagen bringen die Milch nach Gumbinnen, in die hochmoderne Meierei. Dort wird die Milch zu qualitativ guten Produkten, wie Butter, Quark, Joghurt verarbeitet. Die Qualität kann ich bestätigen, Frau Dr. Kitlinskaja hatte mir die Namen von Butter und Quark aufgeschrieben. Ich kaufte die Waren vor meiner Abreise, und zu Hause schmeckten sie köstlich.

Nun aber zurück in die Viehhallen. Uns alle steckte das Personal in Schutzkleidung aus Plastiküberschuhen, Kittel und Kopfbedeckung. Lachend, wie Astronauten aussehend, fuhren wir zum ersten Stall. Diese ganzen 200 m lang stand Kuh an Kuh, rechts und links vom Mittelgang, dem Fressgang. Das Futter bestand aus Maissilage, gehäckseltem Gras und sicher noch anderes mehr, von der Farbe her, sah es sehr nahrhaft aus. Zufrieden glotzten uns die Tiere an, um sich sofort wieder ihrem Futter zuzuwenden. Angebunden waren die Kühe nicht, sie konnten sich in den Laufgattern frei bewegen, sogar eine Scheuerwand zum Kratzen nutzten die Tiere. Ich sah nur einen Kontrollmann, der für mich nur so rumstand, aber sicher stand er da nicht zum Spaß herum, in dem durch und durch organisierten Betrieb. Die Kühe waren sehr sauber, sogar an den Beinen, nach genauer Betrachtung lagen im Laufgehege dicke Gummimatten und Gülleabflüsse. In jedem Stall das gleiche Bild. Ich fragte den Holländer, ob sie eine eigene Aufzucht hätten. Ja, sie hätten diesen Kreislauf. Durch die Chips wüssten sie den Zeitpunkt der Besamung durch den Tierarzt, sechs Wochen vor der Geburt der Kälber kommen die Tiere in die Ruhehallen und anschließend in die Geburtsräume. Die Kuh geht zurück in die Normalhallen, zum Fressen und Milchgeben. Die Kälber werden in Einzelboxen mit Strohunterlage versorgt. Tatsächlich, er zeigte uns alles, so wie er es beschrieben und wir es auch gesehen haben.

Eine riesige Kälberhalle tat sich uns auf, Box an Box. Süß waren diese Kälbchen schon, nur eins fiel mir auf, auf unser Locken und Rufen zogen sich die Kälbchen scheu in ihre Boxen zurück, menschliche Zuwendung wie auf einem Bauernhof, gab es hier nicht. Aber ein paar mehr Betreuer gab es hier schon. Der Holländer zeigte uns die Hallen der dreijährigen und zweijährigen Tiere, die dann wiederum zur Besamung bereitstanden, um nach der neunmonatigen Tragzeit für die Milchproduktion wieder zur Verfügung stehen und der Kreislauf schließt sich.

Mindestens zwei Stunden fuhren und besichtigten wir alle Bereiche dieser Riesenanlage, selbst die Silagelager aus Beton, ebenso die Güllegruben waren kein Tabu. Große Mengen Baumaterial stapelten sich in einer Ecke, auch diese Frage beantwortete der Mann, wir wollen und müssen expandieren. Als wir endlich wieder in den Büroräumen eintrafen und wie normale Menschen aussahen, fragte Herr Brandstätter nach dem Produkt unserer Besichtigung, ein Glas Milch wäre genau jetzt richtig. Die Leute zierten sich, wie sollten sie aus den Tanks mit den großen Absaugestutzen Milch entnehmen, unmöglich! Doch siehe da, plötzlich hatte jeder ein Glas köstlich gekühlte Milch in der Hand. Selbst unsere beiden russischen Begleiterinnen waren beeindruckt von diesem Milchhof, sie wären ohne uns niemals zu einer Einladung gekommen. Es klang fast wie „Danke“, aber wir alle profitierten, sie und wir, von dieser einmaligen Gelegenheit. Die Damen erzählten auf Nachfrage, die Besitzer seien zwei erfolgreiche Geschäftsleute, der eine wohne in Ebenrode gegenüber der Schule. Außer dieser „Milchfabrik“ besäßen sie bei Kaliningrad Hühnerfarmen, im Kreis Ebenrode 90.000 Hektar Landbesitz und vieles mehr. Ich staune sehr, wie viel Energie, Einsatzbereitschaft und Geld die Russen aufbringen, um reich zu werden, allerdings schaffen das nur wenige.

Ich weiß, wir haben Massentierhaltung gesehen, aber wenn die Voraussetzungen dafür so vorbildlich sind, habe ich nichts dagegen. Mit viel Lob und Dankesworten verabschiedeten

wir uns vom Holländer und dem beeindruckenden Betrieb. Unser Chauffeur machte jetzt nicht den Umweg über Kattenau,, sondern fuhr direkt die ausgefahrene, Loch an Loch aufgerissene Straße nach Ebenrode. Dieses Durchgerüttelte und Geschüttelte brachte uns lachend auf den Boden der Tatsachen nach all der digitalen Perfektion.

Nanu, der Chauffeur bog nicht zum Hotel ab, er fuhr mit uns quer durch Ebenrode, über die Bahngleise in die Güterstraße. Wie hatte Herr Brandstätter es geschafft, den Chauffeur zu dieser Extratour zu überreden, ohne Absprache mit mir? Zuerst fuhren wir an dem großen Areal der Getreidesilos vorbei. Die Damen wussten, tausende Tonnen Getreide, Raps, Mais lagern in den silbrigen hohen Silos, eingezäunt und bewacht durch hohe Sicherheitsmaßnahmen. Die Öl- und Kraftstofftanks einige hundert Meter weiter unterlagen noch höherer Bewachung, verständlicherweise. Diese Kraftstoffgroßanlage würde jeder eher in Königsberg vermuten als in der verschlafenen Kleinstadt Ebenrode.

Herr Brandstätter äußerte den Wunsch, diese Areale einmal besichtigen zu dürfen. Aber da winkte die Dame vom Amt entschieden ab, für diese aktuellen Bereiche erhält niemand eine Genehmigung! Sehnsüchtig schaute Herr Brandstätter immer nach dem Wunsch seiner Träume, vorbei, der Chauffeur fuhr weiter, und zu meiner Verwunderung passierten wir ganz unvermittelt die Bahnunterführung. Wirklich, die Bahnunterführung der Strecke Königsberg-Ebenrode-Eydtkuhnen-Moskau. Gemeint ist der Tunnel, der unter den Gleisen verläuft und der Straße dahinter den Namen gibt. Ich bat anzuhalten, hier in einer der wenigen Siedlungshäuser wohnte einst meine geliebte Tante Mieze. Oh, Wunder, immer noch steht ihr Haus in nicht mehr so alter Pracht. Mein Herz wird weit, wenigstens eine Erinnerung ist Realität geblieben.

Gleich neben oder vor dem Bahnunterführungstunnel, je nach dem aus welcher Richtung der Betrachter kommt, führte der Weg unterhalb des Bahndamms zum Lapatzteich. Geliebt von Kindern des großen Mietshauses für Bahnbeamte. Beides ist verschwunden, das Mietshaus bombardiert, der Lapatzteich versandet, ausgetrocknet im Laufe der Zeit. Herr Brandstätter verabschiedete sich von uns, ein paar wichtige Dinge hätte er noch auf dem Zettel. Mich fuhren meine netten und interessierten Begleiter zum Hotel. Bedankte mich bei Ihnen für so viel Entgegenkommen und Freundlichkeit. Dieser ereignisreiche Vormittag hatte doch seine Spuren hinterlassen, ich war müde und machte ein Mittagsschläfchen.

Danach beschloss ich, den Spaziergang auf den Spuren meiner Kindheit bis zu Tante Miezes Haus an der Bahnunterführung nachzuvollziehen. Im Geiste sah ich alte Straßen, Plätze und Geschäfte, die es damals gab, wo ich stehen blieb, oder etwas Neues entdeckte, jemanden traf. Im Geist der Vergangenheit kommen die Bilder zurück und erfreuen die Seele. In der Realität sah es heute ganz anders aus, zum Teil beschrieb ich es bereits.

Vom Kleinen Markt, Neustädtischer Markt, am Kirchenberg vorbei, wanderte ich linksseits des Altstädtischen Marktes die Kasseler Straße hoch. An der Ecke Mühlenstraße erinnerte ich mich, das Haus da war mir damals unheimlich genau wie heute. Es wirkte düster, leer, niemals sah ich einen Menschen hinein oder hinaus gehen. Eben von dieser Ecke hat sich heute die Kasseler Straße stark verändert. Viele Häuser sind zerstört, einige neu aufgebaut, aus einigen Wiesenflächen wurden Gärten. Sogar in der Höhe der Schützenstraße befand sich ein Wartehäuschen. Bald erreichte ich die Mühle Prang. Aus diesem wuchtigen Ziegelgebäude ist heute mit einem Glaseingang ein Supermarkt für Baustoffe und diversem Zubehör entstanden. Den Laden wollte ich mir unbedingt anschauen, dort wo einst Mehlsäcke in Hülle und Fülle herumstanden, sehe ich heute Ketten und Sägen, Eimer mit Farbe, Pinsel, eben Baumaterial aller Art. Im 1. Stock sogar Badezimmereinrichtungen, Fenster und Türrahmen. Wie die Zeiten sich ändern!

Nach der Mühle erstreckte sich auf einem Riesenplatz das Sägewerk Fischer. Baumstämme stapelten sich überall. Das gesägte Holz, übereinandergeschichtet, mit einem kleinen Keil

dazwischen, stand in Reihen über Reihen zum Trocknen im Wind. Aus der Halle des Sägewerks, dort wo die Stämme zu Brettern zersägt werden, erklang stets ein kreischender, unheimlicher Ton, aber der harzige Geruch des Holzes lag über dem ganzen Platz. Der Vater, einer Freundin Enskat, der dort Vorarbeiter war, erlaubte uns Kindern im Sägespännehaufen herumzutollen, aber nur manchmal, denn diese feuchten Sägespäne blieben überall kleben. In die Sägehalle zu gehen, war uns Kindern strengstens verboten, schließlich war dies der gefährlichste Ort des gesamten Betriebes. Für heute verzichtete ich, noch einmal in die Bahnunterführung zu gehen, um die Mittagszeit hielt ich mich ja mit den russischen Damen dort auf.

Langsam machte ich mich auf den Rückweg. An der Bushaltestelle verschnaufte ich auf der Bank, zeigte auf meine mitgebrachte Karte auf Eydtkuhnen, eine wartende Frau nickte, da, da! Also ja! Während ich überlegte, ich könnte mitfahren, aber wann käme ich zurück, verwarf ich den spontanen Gedanken. Da kam auch schon der Bus, die Frau stieg ein, weg war sie. In dem Moment erschien ein Mann, sah mich da mit der Karte sitzen, redete drauflos, so als wollte er mir helfen. Er wurde mir lästig, stand auf, um meiner Wege zu gehen. Der Kerl rannte hinter mir her, gestikulierend, russisch redend. Meine Bemühungen, durch abstoßende Handbewegungen ihn zu verscheuchen, schlugen fehl. Ich war an der Ecke Heinrich-Maria-Jung-Straße angekommen, und immer noch wurde ich den Kerl nicht los. Zu allem Unglück fing es an zu regnen, leider gab es nirgends einen Unterschlupf, und dann noch diesen redenden Menschen neben mir. Ich wurde richtig ärgerlich und schubste ihn von mir weg, ohne Erfolg. Plötzlich sah ich eine rufende, junge Frau mit Regenschirm hinter mir auftauchen, auch deren Worte verstand ich nicht, verständlicherweise. Sie lächelte, nahm mich unter den Schirm, es goss in Strömen, und liefen ins Haus zurück, der Mann hinterher. Der Raum, in den sie mich führte, entpuppte sich als Frisörsalon, einem Herrn wurden von einer zweiten Kraft gerade die Haare geschnitten. Die Frau mit Schirm muss wohl meinen „Kampf“ mit dem Mann von ihrem Laden aus beobachtet haben, oder war es der Regen? Auf jeden Fall war ich hier in guter Obhut, sie bot mir sofort Thai oder Kaffee an, holte ihr Handy, was auch nichts nützte, jeder versuchte auf mich einzureden, was noch weniger nützte. Mein „Verfolger“ blieb vor der Tür, was weiß ich, warum. Ich beteuerte, natürlich auf Deutsch, danke für Thai und Kaffee, ich brauche auch keine Hilfe, ich finde allein zurück, ich wohne im Hotel Moskau. Der Name musste sie stutzig gemacht haben, fragte nach, ich nickte heftig. Sie lief aus dem Laden und holte ihren Sohn, der ein Handy, nein ein Übersetzungshandy dabei hatte. Aus diesem Ding scholl mir entgegen, brauchen Sie Hilfe? Ich schüttelte den Kopf, nein, brauche ich nicht. So ging das eine Weile hin und her. Ich war schon ganz verzweifelt, wie von hier wegkommen? Ich sagte wohl ein paar Mal, Hotel Moskau, Hotel Moskau, rufen Sie bitte ein Taxi! Aber was scholl aus diesem Übersetzungshandy heraus, brauchen Sie Hilfe? Inzwischen hörte der Regen auf, der Mensch stand immer noch draußen, scheinbar kannten die Frauen den Mann, am Minenspiel zu erkennen, sprachen sie freundlich mit ihm. Vielleicht war er gar kein Bösewicht, vielleicht wollte er nur behilflich sein, aber seine Sprache verstand ich nicht.

Draußen fuhr ein Taxi vor, eine Kundin kam in den Salon. Das ist meine Chance, dachte ich, und wollte zum Taxi laufen, aber die Frisöse hinderte mich daran. In dem Moment erblickte ich den großen schwarzen Mercedes-Geländewagen vom Bäckermeister, freundlich lächelte er mich an, öffnete die Tür und half mir galant in den Wagen. Die umstehenden Leute schauten ein wenig ehrfurchtsvoll auf die ganze Szenerie und redeten verhalten, es wirkte wie eine Sensation. Als der Wagen anrollte, hob „mein Verfolger“ leicht die Hand und lächelte. So ganz erklären konnte ich die Sache nicht, aber es muss so gewesen sein, die Frisöse kombinierte sachlich, Hotel Moskau, sprachunkundig, also Gast im Hotel. Dort rief sie an, der Bäckermeister wurde mein Retter.

Zu keiner Zeit wurde mir bange, ich kannte meine Stadt und meinen Weg, die Leute hätten mich nur laufen lassen müssen. Gleichermäßen herrschte große Zufriedenheit, die Leute

hatten ein gutes Werk vollbracht, und ich landete wohlbehalten im Hotel. Herr Brandstätter lief mir im Hotel über den Weg und ich erzählte ihm die eben erlebte Geschichte. Sonderlich interessierte es ich ihn nicht. Ein wenig spöttisch grinste er und meinte, wir sollten lieber zu Abend essen gehen. Danach war mir ganz und gar nicht zu Mute. Ich hatte die Schnauze voll an diesem Tag. Natascha hatte Mitleid mit mir und brachte eine Kleinigkeit zu essen. Bestimmt hatte sie das Telefonat auf ihrem Handy angenommen und gehandelt.

Am Sonnabendmorgen, kurz vor fünf Uhr, klingelte der Wecker. Aufstehen zur Brotauslieferungsbegleitfahrt! Dieses Ereignis wollte ich auf keinen Fall versäumen. Ich zog mich warm an, der Wind heulte vor den Fenstern, es nieselte. Draußen war es stockdunkel. Am Bäckereieingang um die Ecke erhellte fahles Licht den Vorraum, vor dem der Fahrer des Auslieferungsautos (sprich umgebautes Postauto) dabei war, die Waren im Auto einzuladen. Mit einem fröhlichen „Guten Morgen“ begrüßte ich die Männer. Der Bäckermeister persönlich überwachte an Hand einer Liste das Verladen von Broten, verschiedene andere spezielle Backwaren und Kuchen, in gleichen Kunststoffkisten, die übereinandergestapelt wurden. Ohne Eile, aber zügig verstaute der Fahrer die Kisten, sortierte einige Male um, je nach Auslieferungsort, um dort keine Zeit zu verlieren. Es roch herrlich nach frischem Brot. Dieser Duft erinnerte mich sofort an meines Vaters Bäckerei am Kleinen Markt. Der Wagen war vollgeladen, die Ausfahrt konnte beginnen, der Fahrer verlor keine Zeit. Ich wurde auf den Notsitz neben ihm gesetzt, und ab ging die „Post“. Quer durch das nächtliche Ebenrode, über die Bahnschienen in Richtung Göritten, nahm der Fahrer ganz schön Tempo auf. Wenn es ging, umfuhr er die Schlaglöcher, oder wenn nicht immer erkennbar, rumpelte der Wagen einfach durch. Ich hatte Mühe, mich auf dem schmalen Sitz zu halten. Die erste Auslieferung begann in Schloßbach. Vor einem unscheinbaren Häuschen mit Eisentür wartete die Verkäuferin auf den Brotwagen. Der Fahrer, ohne viel Worte zu verlieren, trug drei Kisten in den Laden, packte aus, sah beide Leute ein wenig rumhantieren, schon setzte sich der Fahrer ans Steuer, legte den Lieferschein aufs Armaturenbrett, und Geld in eine Blechdose neben sich. Nächster Halt in Birkenmühle, den Ort erkannte ich an der Kirche mit den Kreuzen und Gedenktafeln der Toten aus den zwei Weltkriegen, die von Scheer-Reisen stets angefahren wurden. Auch hier wieder das gleiche Spiel, nur mit dem Unterschied, die Verkäuferin war nicht da. Nach anhaltendem Hupen des Fahrers kam sie schnell angerannt, selbst eine Kundin wartete vor der Tür. In rasantem Tempo ging es zurück nach Ebenrode. Hier gab es viele Auslieferungen, die ich niemals vermutet hätte. Während unserer Spaziergänge durch die Stadt sind mir größere Kaufläden aufgefallen, die auch beliefert wurden. Aber so viele kleine, unscheinbare Buden und versteckte Verkaufsstellen, immer mit Eisentür und Gitter, erlebte ich erst bei der Brotauslieferung. Eigentlich ähneln sich diese Verkaufsstätten wenig voneinander. Auf kleinstem Raum wird alles angeboten, Lebensmittel, verpackt wie hier auch, Getränke, Schnaps, Süßigkeiten, Backwaren, alles das, was zum Leben gebraucht wird. Das Angebot ist groß, nicht unbedingt übersichtlich. Diese Läden oder Verkaufsstellen wirken fast wie kleine Supermärkte, weil die Leute dort alles kaufen können. Genau diese Läden schaute ich mir auf der „Brottour“ genauer an. Manche waren modern mit Regalen je nach Sortiment geordnet, manche wirkten unsauber und ungeordnet, heillos vollgepackt. Den Höhepunkt an Durcheinander der Waren sah ich im Laden in der Ecke eines Mietshauses in Baringen. Selbst das war abenteuerlich, über eine wacklige Treppe erreichte man den Verkaufsraum. Und doch, hier fand so eine Art Treffpunkt statt, fröhliche Leute standen und saßen im Laden herum und schwatzten. Kreuz und quer durch die Stadt lieferte der Fahrer seine Backwaren aus. Sei es am Dobelweg, Scheunenstraße, am Gefängnis gab es gleich drei Läden, die ich als Laden überhaupt nicht bezeichnen würde. Weiter am Feuerwehrhaus, zum Kinderheim, zum Teil in die entlegensten Stadtteile, dort wo man nicht unbedingt hinkommt. Mein Staunen über gute oder schlechte Bedingungen in den einzelnen Läden nahm der Fahrer durchaus wahr. Wir konnten nicht miteinander reden, aber seine Wahrnehmungen drückten sich durch Lächeln aus, bedauernde Blicke oder Achselzucken. Auf dieser Tour erkannte ich Fortschritte im Bauwesen, Renovierungen,

Erneuerungen in der Elektroversorgung. Die Stadtverwaltung bemühte sich, die Stadt zu erneuern, zu verschönern. Trotzdem erkannte ich, der Krieg hatte so viel zerstört, erst jetzt fielen mir die Schäden auf, die durch die schweren Kämpfe Ebenrode tief getroffen haben. Wer weiß, wie lange der Aufbau dauern wird, die Stadt zum Blühen zu bringen.

Stundenlang waren wir nun schon unterwegs. Der Fahrer konzentrierte sich auf die Auslieferungsorte, trug die richtigen Kisten in die Läden, kassierte, fuhr weiter, achtete auf den Verkehr, keine leichte Beschäftigung unter Zeitdruck. Ich stellte fest, diese Liefertouren sind gut organisiert, kein Weg zu viel, pünktlich muss die Ware vor Ort sein. Endlich stapelten sich die leeren Kisten, der Haufen Lieferscheine wurde höher, die Gelddose immer voller. Das Motto des Bäckermeisters bestand darin: Ohne Geld, keine Ware! Ganz schön abgekämpft erreichten wir (ich natürlich weniger), gegen 11.30 Uhr den Bäckereihof, der Fahrer nickte mir kurz zu, schnappte Geld und Lieferscheine und verschwand im Büro. Feierabend!

Hier, angezogen vom duftenden Brotgeruch, bemerkte ich großen Hunger. Natascha versorgte mich mit einem guten Frühstück und belebendem Kaffee. Auch um diese Zeit kehrte Herr Brandstätter von seiner Verkaufstour zurück. Sein Fahrer belieferte die Gegend um Schloßberg (Pillkallen) und umliegender Dörfer. Im Gespräch stellten wir fest, unterwegs ähnliche Informationen und Erkenntnisse „erfahren“ und gewinnen können. Eine kleine Ruhepause würde jetzt guttun. Am späten Nachmittag unternahmen wir bei herrlichem Sonnenschein einen Spaziergang zum Sportplatz. Herr Brandstätter wollte unbedingt sehen, wie weit die Bauarbeiten vorankamen. Die Zeit drängte, bis zum Einweihungstermin am 1. September, vergingen nur noch ein paar Tage. Gemächlich schlenderten wir über die Schützenstraße zurück. An der Ecke, am Dreieck, umarmte Herr Brandstätter stürmisch und hochofren eine schicke junge Frau mit Kinderwagen. Es war die Deutschlehrerin Anna mit Sohn, die er im vorigen Jahr in der Ebenroder Schule kennenlernte. Nach einem angeregten Gespräch mit eventueller Wiedersehenshoffnung sagten wir Tschüs, gingen gutgelaunt über die Baumallee die Parkstraße entlang. Herr Brandstätter zeigte mir die Steine zur Auffahrt des heute verschwundenen Rathauses. Auf dem Kirchplatz interessierten uns nochmals die Bilder der Schautafeln, um dann in „unserem Lokal“ Abendbrot zu essen. Im Hotel reichte Natascha mir das Handy, die Kultur-Abordnung aus Kaliningrad wollte morgen, Sonntag, trotz vorheriger Absage, doch zum Interview kommen. Im Speisesaal tobte der „Bär“. Eine Hochzeitsgesellschaft feierte laut und ausgiebig ihr fröhliches Fest. Ich aber war so müde, diese dröhnende Musik hörte ich nicht mehr in meinem Zimmer.

Ein trüber Sonntag brach an, es regnete in Strömen, was machen wir an so einem Vormittag? Beim Frühstück verkündete Herr Brandstätter, er wolle die russisch-orthodoxe Kirche in der Turmstraße, früher katholische Kirche, am Wasserturm besuchen, ich könnte ihn begleiten. Bei dem Wetter zu Fuß ist der Weg zu weit, bis dahin wären wir total durchnässt, entgegnete ich. Irgendwie bekam Natascha etwas von unserem Vorhaben mit. Sie bot an, uns mit ihrem klapprigen Auto zur Kirche zu fahren. Na, wunderbar!

Von allen Seiten strömten vorwiegend alte Menschen herbei. Ehrfurchtsvoll, auch etwas neugierig, betraten wir den Kirchenraum, der sich anders präsentierte. Hier standen die Leute dicht an dicht, Bänke gibt es keine. Die Wände hängen voller geistlicher Altäre, Statuen und Bilder. Die trennende Wand zwischen Pope und Gläubigen ist vollkommen mit wertvollen Ikonen geschmückt. Überall verbreiteten Opferkerzen ihr Licht, das sich in den Ikonen spiegelte. Versunken in ihren Gebeten machten die Leute den Weg frei für den Popen, der im aufwendigen, goldenen Gewand seine Runde durch die Menge zelebrierte und den Weihrauchkelch schwenkte. Andächtig lauschten die Besucher dem Chorgesang und den wohl eindringlichen Worten ihres Vorbeters. So viel Glücksempfinden und Inbrunst breitete sich auf ihren Gesichtern aus, einige fielen auf die Knie und versanken im tiefem

Gebet. Ich selbst empfand auch große Dankbarkeit gegenüber unserem Schöpfer, unwillkürlich faltete ich die Hände zum Gebet, ergriffen von so viel Flehen um Gottes Hilfe.

Bei so viel schlechtem Wetter brachte es keinen Spaß, um den Wasserturm zu laufen oder den hübsch angelegten Kirchengarten anzuschauen. Es zeigte sich, Natascha stand heute zu unserer Verfügung. Herr Brandstätter kannte Trakehnen kaum, er war von diesem Ort voreingenommen, vielleicht auch schlecht informiert. Wir nahmen die Route am Ebenroder Friedhof vorbei Richtung Alexkehmen, Milluhnen, Rodebach nach Trakehnen. Das Stallmeisterhaus schenken wir uns, um gleich darauf die „Alte Apotheke“ zu erreichen. Dort war absolut nichts los an diesem Sonntagmittag. Kein Scheer-Bus stand vor der Tür oder sonstige Gäste. Aber die rechte Hand des Besitzers Wladimir Sudian, die Dame, die ich seit Jahren kannte und die Seele der „Apotheke“ ist, kam freudestrahlend auf mich zu: Guten Tag, da kommt die liebe Frau! Auch sie erkannte mich sofort, wir begrüßten uns herzlich. Ein wenig wunderte sie sich über die private Reise und die Unterkunft im „Hotel Moskau“. Die beiden Russinnen verstanden sich auf Anhieb, die eine zeigte der anderen das Hotel, und welche Voraussetzungen dafür nötig seien. Natascha zeigte sich beeindruckt und stellte sicherlich viele Fragen in Bezug auf die Weiterentwicklung des „Moskau“ Hotels. Neben Getränken und Wodka, servierte uns die gute Seele ein schmackhaftes Mittagessen, Gulasch und Kartoffeln. Leider fehlte Herrn Brandstätter der Rotkohl dazu, diesen Wunsch vergaßen wir zu bestellen. Auf dem Weg nach Ebenrode, machten wir noch einen Fotostopp am legendären Trakehner Bahnhof, diese bedeutenden Gleise wollte Herr Brandstätter unbedingt im Bild festhalten.

Am Nachmittag brauchten wir auf die Leute vom Hanse-Office aus Kaliningrad nicht lange zu warten. Diese Verbindung kam zustande durch Frau Hensel aus Lübeck, die ich im vergangenen Jahr in Schönheide bei Rominten kennenlernte. Diese Leute gehören dem Kulturaustausch zwischen Schleswig-Holstein und dem Kaliningrader Oblast an, eine Verbindung der Völkerverständigung der beiden Länder. Sitz: Kaliningrad, Mira-Prospekt 49-51. Zu dieser Delegation gehörten ein russischer Reporter, ein beide Sprachen beherrschender Mann, und eine exzellente Dolmetscherin mit Deutschstudium, die mich interviewen wollten zum Thema NS-Zeit, damals in Ostpreußen als Zeitzeugin.

Der russische Reporter stellte Fragen, die Dolmetscherin übersetzte meine Antworten dann wieder ins russische. Die Fragen lauteten: Wie lebten sie damals, unterdrückt oder bedroht? Meine Antworten zusammen gefaßt: Wir lebten völlig normal als Bürger, jeder ging seiner Arbeit nach. Wer sich nichts zuschulden kommen ließ, wurde weder bedrängt noch angefeindet. Ich will etwas klarstellen. Die NS-Zeit bedeutete für die Führungsschicht als äußerstes Gebot: Gehorsam. Jeder Mensch durfte nur das tun, was die Partei zuließ und verordnete. Eine eigene Meinung war verpönt. Wer gegen die Anordnungen verstieß, wurde erst ermahnt und dann zur Raison erzogen, andernfalls ward derjenige nicht mehr gesehen. Diese fanatische Diktatur duldet keine Widerrede noch Opposition. Wer sich an diese Prinzipien hielt, lebte völlig unbehelligt. Trotzdem denke ich, die Leute wurden beobachtet, bespitzelt. Seine Meinung laut zu sagen, wagte niemand. Aber gefoltert und bedroht, da wußte ich keinen, dazu waren die Leute zu vorsichtig. Was die Erwachsenen zu dem alles beherrschenden Regime wussten oder aussprachen, weiß ich nicht. Kinder wurden hinausgeschickt aus den Zimmern, solche Themen blieben unausgesprochen.

Allerdings, die Jugend ließ sich begeistern. Durch leise Töne wurde der Gehorsam gefördert, bei Widerstand Strafen verhängt. Wir Jugendliche und Kinder ließen uns leicht lenken. Der viele Sport machte Vergnügen, die Gemeinschaft im BDM oder HJ, Pimpfe bei Musik und Spielen. Ich denke an die Zeltlager am Lagerfeuer, Schnitzeljagden. Es war immer was los, die Gemeinschaft zählte, der Zusammenhalt. All diese Dinge machten Freude, riefen Begeisterung hervor. Hätte uns jemand gesagt, dieses wäre gezielte Erziehung für Krieg und Kampf, wir hätten nur gelacht. Denke ich an meine Kinderzeit und Jugend zurück, es waren

erfüllte, tolle Jahre hinter dem Fanfarenzug mit flatternden Fahnen. Ich wurde sogar vom Reporter gefragt, durftet ihr tanzen und singen? Erst stutzte ich, welche Frage? Dann lachte ich. Schon damals bei Sportfesten oder Singwettbewerben wurde nicht nur das Lied geschmettert: Vorwärts, schmettern die hellen Fanfaren, vorwärts, Jugend kennt keine Gefahren, sondern auch: Hoch auf dem gelben Wagen. Damals schon, nicht erst zu Walter Scheels Zeiten. Natürlich wurde getanzt auf privaten wie parteilichen Festlichkeiten, die Erwachsenen vorwiegend, die Kinder weniger. Das war doch der Zweck der Übung. Heute würde man sagen: Zuckerbrot und Peitsche! Hätten die Parteigenossen den Menschen das Vergnügen nicht zugestanden, wäre die Losung: Führer befehl, wir folgen Dir! niemals aufgegangen.

Als Kind erlebte ich die Progromnacht, als auf dem Adolf-Hitler-Platz (Altstädtischer Markt) haufenweise Bücher verbrannt wurden und die Synagoge in Flammen aufging, war das ein normaler Vorgang, wenn auch gespenstisch anzusehen. Aber was wusste ich als 6jährige Marjell von Judenverfolgung. Heute, nach 70 Jahren Demokratie, weiß ich, und viele auch, Hitler und seine Schergen haben durch ihr fanatisches, diktatorisches Regime Deutschland tiefe Wunden zugefügt.

Heute, in der aufgeklärten Zeit, wird unserer Generation vorgeworfen, warum habt ihr euch nicht gewehrt, warum habt ihr euch alles gefallen lassen, nicht nachgefragt, Erkundigungen eingeholt? Wie denn, kein Mensch wusste etwas von dem mörderischen Unterfangen. Vielleicht ahnten einige Leute die Möglichkeit, aber jeder hütete sich davor, den Mund aufzumachen, das hätte böse Folgen gehabt. Selbst wenn Verhaftungen und Deportationen stattgefunden haben, geschah es im Geheimen, ohne die Bevölkerung es wissen zu lassen. Die begeisterte Jugend wusste nichts von Konzentrationslagern, wir waren gefangen im Geist der Partei, ohne Wenn und Aber. Im Reich erkannten die Menschen die Juden am Stern, den sie trugen. In Ostpreußen wussten die wenigsten etwas über Judenverfolgung. Oder haben Wissende sich hinter Ahnungslosigkeit versteckt? Wer werfe den ersten Stein? Die Jugend streckte den Arm aus, beim Ruf „Heil Hitler“. Wir kannten kein anderes Leben. Wir kannten nur die damalige Gegenwart. Den Vorwurf einer Mitwisserschaft weise ich entschieden zurück. Unbelastet denke ich an die damalige unbeschwernte Kindheit.

Wie die Leute auf dieses, über zwei Stunden dauernde, intensive Interview reagierten oder dachten, weiß ich nicht, oder ob sie daraus Schlüsse ziehen würden? Auf jeden Fall gingen wir höflich und freundlich miteinander um. Ohne noch einen Kaffee mit uns zu trinken, verabschiedeten sich die Russen, der Weg nach Kaliningrad wäre noch weit. Herr Brandstätter saß die ganze Zeit in seiner Sofaecke als stiller Zuhörer. Auch als die Leute weg waren, gab er keinen Kommentar ab. Ich hätte meine Meinung geäußert, nicht er!

Jetzt, am Sonntag gegen Abend, der Regen hatte aufgehört, gingen wir ein wenig spazieren und zum Pizza-Lokal. Heute war da alles „dot und düster“ – Ruhetag! Scheinbar, im Hotel war auch Ruhetag, wenige Lampen brannten, kein Mensch weit und breit, nur Natascha erschien. Sie hatte Erbarmen mit uns, machte Würstchen heiß, dazu Brot, sogar Senf und Ketchup.

Per Handy vereinbarte ich ein Treffen für Montagvormittag mit Natascha, der Wirtin aus Schönheide. Sie würde mich vom Hotel abholen, um mit mir durch die wunderschöne Rominter Heide zu fahren. Ich freute mich auf die junge Frau, die so herzlich lachte. Während der Fahrt über Göritten, Rodebach nach Tollmingkehmen erzählte sie, ihr deutsch sei durch Auslandsaustausch auf der Insel Pellworm und bei der Arbeit in der Käserei Holtsee in Holstein besser geworden. Ich staunte, diese Orte liegen in der Nähe meines jetzigen Wohnortes.

Den Termin bei Herrn Landrat Olec Kutin hätte sie für morgen, Dienstag, vereinbart, zur Übersetzung stünde sie bereit, sie müsse sofort den Termin bestätigen! Oh je, das hätte ich

früher wissen müssen! Mit Alexander wollten wir, Dienstag, nach Insterburg fahren. Gerne hätte ich mit Herrn Kutin eine Unterhaltung geführt, erklärte ich Natascha, nur, inzwischen hätte sich der Grund erübrigt. Ihn wollte ich um die Erlaubnis bitten, mir die „Kuhställe“ in Kattenau anzuschauen. Diesen Wunsch erfüllte mir bereits Frau Dr. Kitlinskaja aus dem Krankenhaus, erklärte ich Natascha. Sicher, ich hätte noch andere Fragen über die Ebenroder Struktur, die Bebauung des Schützenparks. Aber er hätte sicher wichtigere Termine, als mit einer Touristin, auch wenn er sie kennt, über Stadtgeschichte zu sprechen. Schade, ein Gespräch mit Herrn Kutin hätte mich gefreut, sehr bedauerlich! Natascha stornierte daraufhin den Termin, sie hätte mich gerne ins Rathaus begleitet.

Zum Museum in Großrominten zu Dr. Sokolov fuhren wir nun, weil im vorigen Jahr wenig Zeit zur Besichtigung blieb. Natascha führte mich in die bekannten Räume im Parterre. Dann in die interessantere Steinsammlung im Keller. Kleine und sehr große in unterschiedlichen Farben schillernde Steine stammen aus der Rominter Heide. Schöne Arrangements, teils mit Ästen und Zweigen vereint, verwöhnten das Auge, zumal bunte Lichtreflexe darüber huschten, Eine unglaubliche Vielfalt, manche wie Edelsteine wirkend, lagen in Körbchen oder einzeln in Vitrinen. Auch Vorträge und Information werden von Dr. Sokolov hier gehalten. Urige Tische und Bänke stehen bereit. Leider konnte das Modell von Görings „Reichsjägerhof“ noch nicht ausgestellt werden, es fehlt an geeigneten Vitrinen. Ich freute mich riesig, diese Schätze zu bewundern. Mit Natascha durfte ich sogar anschließend die neurenovierte Trakehner Kirche bewundern. Außen wirkt der mächtige Ziegelbau, innen, jetzt eine russisch-orthodoxe Kirche, strahlen die Ikonen.

Quer durch die wildwuchernde Heide, fuhren wir nach Schönheide, ihrer Pension, zurück. Unterwegs erzählte sie, auf Wunsch mache sie Führungen durch die Wälder, ebenso in der Tier- und Pflanzenwelt kenne sie sich aus. Zu Hause begrüßte ich Nataschas Mann recht herzlich, und junge Feriengäste. Die Pension liegt wirklich idyllisch, ganz einsam am Waldesrand mit Sauna und großem Garten. Auf einen Blick zum Stall hin, räumte Natascha ein, Gäste gäbe es genug, leider reichten die Einnahmen nicht aus, um den angefangenen Stall für Gästezimmer fertig auszubauen.

Während sie das Mittagessen vorbereitete, russisch Borretsch, köstliche Plinies mit Quarkfüllung und Schmand, schaute ich mir den blühenden Garten an. Mit besonderem Interesse erblickte ich das dicke, fette Schwein im Hintergrund, **aus dir werden später herrliche Würste, Schinken und Speck, prophezeite ich dem** grunzenden Tier. Als wir später zum Marinowo-See fuhren, statteten wir Marina, der Besitzerin des Forsthauses Warnen noch einen Besuch ab. Mit herzlichen Worten begrüßte sie uns, schön, alte Freunde wiederzusehen. Scheinbar erwartete der Gasthof Besucher. Marina rührte in großen, dampfenden Kesseln. Frauen saßen am langen Esstisch im Speisezimmer und formten mit den Händen Teigtaschen mit Fleischfüllung. Bei so viel Geschäftigkeit wollten wir nicht im Wege stehen! Die Rominter Heide zog, besonders mich, in ihren Bann. Selbst durch das geöffnete Autofenster roch ich die würzige Waldluft. Und dann breitete sich der Marinowo-See vor uns aus. Die stille, glatte Wasseroberfläche glitzerte im Sonnenlicht. Die grünen Wälder um den See und der Schilfgürtel spiegelten sich mit den weißen Wolkenbergen im Wasser. Bei so viel Erhabenheit lacht das Herz, die Seele atmet die Stille ein und kommt zur Ruhe.

Kein Mensch ist weit und breit, nur Natascha und ich genießen diesen Anblick. Dann packt mich die Neugier. Der Waldgasthof im Wald am Zufahrtsweg zum See ist in Betrieb. Da haben die Handwerker gute Arbeit geleistet. Eine so schnelle Fertigstellung hätte ich bei meinem Vorjahresbesuch nicht für möglich gehalten. Radfahrer und Wanderer finden hier gute Übernachtungsmöglichkeiten und sehr gutes Essen, wie Natascha versicherte. Gerade in dieser Einsamkeit ist gutes Essen und Trinken Balsam für Leib und Seele.

Noch mehr geriet ich aus dem Häuschen, als wir ein Stückchen weiter eine leichte Biegung am See machten zum ehemaligen Badesteg. Ein paar gerodete Bäume neben der Waldwiese hatten Platz geschaffen, für ein riesengroßes Holzhaus, leicht auf einer Anhöhe erbaut. Vor der breiten Stirnseite erweiterte eine Terrasse auf Holzpfählen die Eingangshalle. Eine breite Balkenholztreppe führte dann zum Wiesengrund. Von der Terrasse aus bot sich ein grandioser Anblick auf den zauberhaften Marinowo-See. Selbst Natascha wusste nicht, wer der Initiator dieses Bauvorhabens sein könnte, ein Privatmann oder die Touristenbehörde? Auf jeden Fall bringen diese Häuser und Anlagen große Vorteile für Urlauber und Erholungsuchende in stiller friedlicher Natur. Auf kürzestem Wege brachte mich Natascha nach Ebenrode ins Hotel zurück, ein froher, aber ereignisreicher Tag ging zu Ende.

Der Dienstagmorgen begrüßte uns mit Wärme und strahlendem Sonnenschein. Die Absprachen am Handy mit Alexander hörten sich gestern Abend etwas verworren an. Aber auf ihn ist Verlass, er käme zwar etwas später, doch um 11.30 Uhr stand er vor dem Hotel mit seinem Wagen. Heute wollten wir uns Insterburg anschauen. Wie damals als Kind freute ich mich auf diesen Ausflug. Ich hatte so gehofft, die Strecke nach Insterburg mit dem Zug zurückzulegen, trotz Bemühungen, diese Zugfahrt findet einfach nicht statt!

An diesem Morgen nahmen Herr Brandstätter und ich das Frühstück rechtzeitig ein, um Alexander bloß nicht zu verpassen, wegen des ungenauen Termins. Vorher machten wir uns schnell auf den Weg zum Rathaus, der jungen Dame, eine der Begleiterinnen nach Kattenau, wollte ich mit einem Präsent danken. Ihren Namen hatte sie mir zufällig aufgeschrieben. Als die Damen am Empfang den Namen lasen, wurden sie ganz beflissen, sofort führten sie mich in ihr sehr großes Büro mit Ledersessel und fragten: Chai oder Kaffee? Wirklich, die junge Dame freute sich über den Besuch, an ihren Augen konnte ich es sehen, sogar bis zur Ausgangstür begleitete sie mich später. Am Verhalten der anderen jungen, alles hübsche Frauen, merkte ich, „meine junge“ Dame bekleidete im Rathaus einen hohen Posten. Der Landrat, Herr Kutin, lief uns leider nicht über den Weg. Vielleicht hätten wir fragen sollen! Aber wie?

Herr Brandstätter wurde von den Damen ebenso freundlich bedacht, aber er hatte nur Augen und Fotoaugen für alte Ebenroder Bilder an den Flurwänden, und für die Schautafeln im Eingangsbereich „Projekt Schützenpark“. Herr Brandstätter wollte Alexander noch dazu überreden, der Direktorin des Waisenkindersheims eine kurze Aufwartung zu machen. Aber Alexander und ich, wir winkten ab, für Insterburg bliebe dann zu wenig Zeit.

Endlich waren wir auf dem Weg nach Insterburg, Herr Brandstätter, Alexander und ich. Mein Herz jubelte! Sicher, einige Male war ich in den vergangenen Jahren dort gewesen, aber meistens nur auf der Durchfahrt. Heute wollte ich ganz privat die Straßen und Plätze der Kindheit ablaufen und mich erinnern.

Auf der Insterburger Einfallstraße ins Zentrum herrschte dichter Verkehr. Als wir den Bahnhof mit den schon immer bunten Blumenrabatten passierten, erkannte ich sofort den mir so vertrauten Weg, ich übernahm unbewusst die Führung. „Alexander, fahren Sie rechts in die Wilhelmstraße, hier vorne standen damals mehrere Hotels, heute gibt es nur diese Anlagen“, rief ich aufgeregt. Das Straßenpflaster war genauso holprig wie einst, nach ein paar hundert Metern, kam der wuchtige Backsteinbau mit Türmchen und Glasfenstern, die Reformierte Kirche in Sicht. Dieser Bau überstand die Kriegswirren, heute nutzen die russisch-orthodoxen Gläubigen die einst evangelische Kirche. In einer Seitenstraße parkte Alexander, die Architektur im Inneren wollten wir uns anschauen, und nebenbei die wertvollen Ikonen bewundern. Während wir zu Fuß die Kirche umrundeten, entdeckte ich zwischen Lücken, alte repräsentative Wohnhäuser mit Erkern, Türmchen und Ornamenten aus der guten alten Zeit. Ich zeigte, laut erklärend, auf die guterhaltene „Klopsakademie“ an der Wilhelmstraße, die heute als Gymnasium dient. Vor dem Eingang probten Schüler

lärmend die Eröffnungszeremonie zum Schulbeginn. Interessiert schaute ich mich um, hier in der Nähe arbeitete damals meine Cousine Gertrud als Geschäftsführerin bei der Firma Osterroth, Baustoffhandel. Die alten Büroräume gab es nicht mehr, hier standen jetzt schmucke Wohnhäuser. Aber an einer alten Stirnwand deren Privathauses, prangte immer noch der Schriftzug in großlesbaren Lettern: „Baustoffhandel Osterroth“. Weiter fuhren wir die Wilhelmstraße bis zur Abzweigung Forchestraße links zum Marktplatz mit damaligen Einkaufshallen, die wohl abgerissen wurden, um Platz zu schaffen, für einen großen Parkplatz. Von hier aus hatte ich etwas Mühe, mich zu orientieren, einiges hatte sich inzwischen verändert. Ich entdeckte das große Gebäude der früheren Mittelschule, heute Insterburgs Rathaus, in der Forchestraße. Meine Erinnerung trügte mich nicht, die linke Nebenstraße führte in die Calwinstraße, zum Milchgeschäft und Wohnung meiner Tante Therese. Von den Gebäuden in der Mitte der Calwinstraße stand nichts mehr, aber der kleine Park mit altem Baumbestand, war eindeutig der Judengarten mit den Mauerresten der Synagoge, den ich als Kind unheimlich fand. Wir waren auf dem rechten Weg in die Einmündung Wilhelmstraße, die am Ende zum Mittelpunkt Insterburgs führte, dem Alten Markt.

Erst hier wurden mir die Zerstörungen des Krieges voll bewusst. Wo einst Straßen, Häuser, Geschäfte das Stadtbild prägten, breitete sich nun eine wunderschöne Grünanlage aus, mit Blumenbeeten, Kieswegen und Bänken. Ein menschliches Bedürfnis zwang mich, in eine der umliegenden Gaststätten zu gehen. In dem Lokal bedienten dunkelhäutige Menschen und werkelten in der Küche. Bei meiner Rückkehr sprach Alexander, ebenso verwundet wie ich, mit dem Wirt. Ja, sie seien kurdische Flüchtlinge aus Syriens Norden, vor ein paar Jahren nach Insterburg verschlagen, die Gaststätte sichere ihren Unterhalt, aber, und darauf legten sie großen Wert, sie seien keine Moslems. Im Kaliningrader Oblast Kurden anzutreffen, eine Absurdität.

Die Ausmaße des „Alten Markt“ zeigten sich erst jetzt. Früher war der Platz Insterburgs Einkaufszentrum. Rundum reihte sich Geschäft an Geschäft jeder Branche. Da fallen mir die Namen Heiser ein, Daume, Wittmoser und wie die Inhaber sonst noch hießen. Heute steht dort kein einziges Haus. Am schmalen Ende, wo einst die Lutherkirche mit ihrem markanten Turm stand, zeugt nur noch ein armseliges falsches Portalelement von deren Existenz. Der „Alte Markt“ ist zum Verkehrsknotenpunkt geworden, Autoschlängen aus allen Richtungen rollen über den Platz.

Alexander holte den Wagen vom Parkplatz. Diese Zeit nutzten Herr Brandstätter und ich, zum Kirchenplatz zu gehen. Ich weiß, da hinter dem Element führt eine Steintreppe hinunter zur Angerapp mit der uralten Bogenbrücke. Mit Erinnerungen „beladen“, steige ich die heute bröckelnden, schiefen Steinstufen (50 bis 60) hinab, auf halber Brücke schaue ich versonnen nach rechts und links auf den zuwuchernden Fluss, die Angerapp.

Ein wenig Wartezeit auf Alexander verschaffte uns eine Verschnaufpause bei dem warmen, sonnigen Wetter. Wir beobachteten den brodelnden Verkehr, die Geschäftigkeit der Menschen, sogar einen offiziellen Taxistand entdecken wir ein paar Schritte weiter. Mit dem Auto machen wir auf guten Stadtstraßen vom „Alten Markt“ einen großen Bogen zur Schlossruine. Stille umfängt uns, als wir durch das niedrige Burgtor treten. Hier scheint die Zeit stillzustehen, die Mauerreste erinnern an längst vergangene Epochen. Ob die besser waren als heute? Wer weiß? In meiner Kindheit wanderten wir gerne um Insterburgs zwei Schlossteiche, es war „die“ Flaniermeile der Stadt unter dem Motto, sehen und gesehen werden! Damals erschienen mir die Teiche wie kleine Seen, groß, breit, das Wasser stand bis hoch an die Ränder. Im Gegensatz zu heute, sind diese Teiche nur noch Tümpel, kleine Wasserrinnsale. Warum die Schlossteiche so ausgetrocknet sind, ist ein Rätsel. Hat die Stadtverwaltung versäumt, die Zu- und Abflüsse zu reinigen? Oder um die Pflege und Erhaltung intakter Siele wussten sie zu wenig Bescheid. Eine Brücke überspannte die beiden

Teiche schon immer, aber mir erschien die jetzt neugebaute, wuchtige Brückenkonstruktion einfach grotesk, beinahe überflüssig für solche kleinen Wasserläufe. Dafür ist neben der Brücke am Rande des einen Schlosssees etwas sehr Schönes, auch Praktisches aufgebaut worden: ein Superkaufhaus mit bläulicher Außenglasverkleidung. Für Insterburg ein Juwel!

In den 1990iger Jahren stand an der Stelle der hässliche Volkspalast, zum Glück wurde der für den Supermarkt abgerissen. Restaurants, Straßencafés reihten sich rund um den Gebäudeplatz, selbst McDonald und Burger fehlten nicht. Wegen des schönen Wetters setzten wir uns draußen an einen Tisch, bestellten endlich etwas zu essen und zu trinken. Besonders der Durst wurde unerträglich bei so viel Lauferei und Wärme. Auch hier beobachteten wir die Freude und Unbeschwertheit der Menschen, die mit Kind und Kegel an uns vorbei flanierten. Ein altes, langgestrecktes, großes, wunderschön restauriertes Backsteingebäude, unverkennbar aus der guten, alten Zeit, gegenüber dem Einkaufspalast, kann ich nicht einordnen. Trotz Nachfragen, weiß niemand, was damals dort untergebracht war, noch welche Funktion das Haus heute besitzt?

Nach der erholsamen Rast, setzten wir unsere Erkundungsfahrt fort. Am „Alten Markt“ bogen wir in die einstige Insterburger Prachtstraße, der Hindenburgstraße, ab. Vom alten Glanz konnte ich wenig entdecken, zu viel schmucke Häuser sind dem Krieg zum Opfer gefallen. Stattdessen reihen sich unverputzte Wohnblocks, unansehnliche Läden aneinander. Ein wenig Trostlosigkeit macht sich breit, was die Bausubstanz betrifft. Gerade am Baustil spiegelte sich die Wohlhabenheit der Bürger wider. Irgendwann wird die Hindenburgstraße wieder schöner werden. Den Anfang macht bereits ein elegantes, etwas zurückgebautes Hotel.

Hier in der Nähe vermutete ich die Abzweigung zum Turnierplatz. Plötzlich erinnerte ich mich, am Anfang der Straße präsentierte sich der wuchtige, aus rotgebrannten Ziegeln erbaute Wasserturm. Wir fanden ihn sofort, der Weg führte talabwärts in die Schluchten bis hin zum Eingangsportal des Turnierplatzes mit großem Parkplatz, oberhalb der Angerapp gelegen. Vor Jahren hatte ich hier ein besonderes Erlebnis, erzählte ich den Männern. Hier fand ein internationales Reitturnier mit großem Aufwand statt. Den Eintritt verdankten wir einem jungen Reporter, mit dem ich brieflichen Kontakt pflegte, der Name war mir entfallen. Nach einer Weile fragte Alexander: „Meinen Sie den Viktor?“ Den kannte er gut, als Reporter arbeitete er immer noch in Insterburg. Welche Freude, nach so vielen Jahren von Viktor zu hören, und bestellte liebe Grüße.

Gleichzeitig erfuhren wir von Alexander, dieser Platz sei heute ein Vereinsfußballplatz einer Insterburger Mannschaft. Die Tribünen schienen die alten zu sein, Erdarbeiten rund um den gesamten Platz und etliche Maschinen zeugten von Umbaumaßnahmen und Erneuerungen. Durch einen hohen Zaun war die Gesamtanlage gesichert, besonders am Promenadenweg der dort fließenden Angerapp. Wie so oft, Zäune wirken störend und werden mutwillig herunter getrampelt. Wir entdeckten ein Zaunloch, schlüpfen durch und ersparten uns so den Umweg um den Sportplatz zum Promenadenweg.

Mit meinen Begleitern genossen wir diesen herrlichen Spaziergang unter den uralten Bäumen. Die etwas zugewachsene Angerapp schlängelte sich glitzernd dahin. Diese ganze wunderbare Natur strahlte im Sonnenlicht Ruhe und Frieden aus. An einer seichten Stelle sprangen lärmende Kinder in die Fluten. Ein gutes Stück gingen wir fröhlich plaudernd weiter, genossen die Leichtigkeit der Stunden.

Am Wegesrand entdeckte ich ein paar Mauerreste. Könnten die Steine etwa zum Eingang oder den Umkleidehäuschen der Badeanstalt gehören? Dickicht überwucherte das Gelände. Ein Trampelpfad ließ erkennen, hier sind Menschen neugierig oder suchen etwas. Herr Brandstätter wollte der Sache auf den Grund gehen. Plötzlich sahen wir ihn nicht mehr. Alexander rief und rief, ohne Antwort zu erhalten. Endlich tauchte Herr Brandstätter wieder

auf und berichtete: Ja, er hätte etwas gefunden, Reste vom Schwimmbad? Die Natur habe das Trümmerfeld gnädig mit Bäumen und Gestrüpp zugedeckt. Ein paar blaue Betonbrocken, entweder mit Farbe oder Fliesen, erinnerten an einstige Vergnügen. Ich wusste, das Bad existiert nicht mehr, nun hatte ich Gewissheit.

Wir traten den Rückweg an, erst am Parkplatz merkten wir, der Spaziergang hatte viel Zeit in Anspruch genommen. Nicht nur an der Angerapp, auch der ganze ereignisreiche Tag in Insterburg erfüllte mich mit Freude und Dankbarkeit. Nochmals fuhren wir am Bahnhof vorbei in Richtung Ebenrode, jeder hing seinen Gedanken nach. Gumbinnen lag schon hinter uns, als Alexander fragte, ob wir die neue Kirche in Trakehnen sehen wollten. Neue Kirche in Trakehnen? Welche Kirche? Wir kannten keine Kirche in Trakehnen. Wenn wir wollten, würde er uns dort hinfahren, er kenne den Pastor, der uns gerne die Kirche zeigen würde, die seit etwa drei Jahren besteht. Unser Interesse war geweckt, weder die Kreisgemeinschaft noch Frau Wiemer sprachen von einer Kirche. Wir fanden diese Neuigkeit etwas merkwürdig! Tatsächlich, Alexander, traf den Pastor an, der gerade an seiner Predigt arbeitete und wenig Zeit hatte, uns zu empfangen. Zum Glück sprach er gutes Deutsch. Wir erfuhren viele Einzelheiten. Das Gebäude ist ein altes Haus, dass die Gemeinde in Eigenleistung aufstockte, an beiden Seiten große Fenster einsetzte, dadurch erschienen die Räume heller, größer, kirchenähnlicher. Ich war begeistert von der Inneneinrichtung. Die Einbeziehung des hohen Daches wirkte wie eine Halle. Schöne gepolsterte Bänke verbreiteten Gemütlichkeit, neben dem Harmonium und der Kanzel. Diese wunderschöne Kirche, innen und außen zu betrachten, begeisterte uns. Sie steht neben dem Haus des deutschen Zahnarztes. Natürlich fragten wir, ob die Kreisgemeinschaft die Kirche unterstützt? Nein, erwiderte der Pastor, von einer Kreisgemeinschaft hätte er gehört, aber um seine Gemeinde hätte sich niemand gekümmert. Auch wenn die Trakehner Kirche eine Baptistenkirche ist, bleibt sie eine christliche Kirche, die Unterstützung braucht, weil die Ebenroder Kreisgemeinschaft sich mit Trakehnen in besonderer Weise verbunden fühlt. Die Begegnung mit dem freundlichen, sympathischen Pastor löste bei mir Bewunderung aus, nicht nur wegen seiner Arbeit unter schwierigsten Bedingungen. Mit großem Dank, guten Wünschen und einer Spende im Opferstock verließen wir den Ort des Friedens.

Alexander brachte uns zum Hotel, er vergaß nicht meiner Bitte entsprechend, Natascha anzurufen, mir für morgen 11 Uhr ein Taxi zu besorgen. Dann hatte er es eilig, er musste noch bis Königsberg nach Hause fahren. Auch Alexander dankten wir herzlich. Mit seiner Hilfe erlebten wir einen wunderschönen Tag.

Als ich am Mittwochmorgen Herrn Brandstätter am Frühstückstisch begrüßte, schaute er ein wenig sorgenvoll. „Wir müssen uns darum kümmern, wie wir morgen, Donnerstag, am Abreisetag nach Königsberg kommen!“ gab er zu bedenken. Bis dahin ging ich davon aus, dass Herr Brandstätter mit Nikita, dem Schuldirektor, verabredet hätte, er würde uns, wie bei der Anreise, von und nach Kaliningrad bringen. Diesbezüglich hätte Nikita sich nicht geäußert, gab Herr Brandstätter zu, es gibt keine Absprache. Leider hatten wir versäumt, Alexander in die Angelegenheit einzuweihen. Nun war es zu spät! Wir können den Bus nehmen, an der Ecke ist eine Haltestelle. Das war keine Lösung, mit dem Gepäck. Also machte sich Herr Brandstätter auf den Weg zum Kleinen Markt, vielleicht ergab sich da eine Möglichkeit. Er kehrte mit der Botschaft zurück, ein Taxifahrer würde uns für 3000 Rubel (45.- Euro) nach Kaliningrad zum Busbahnhof bringen. Problem gelöst, teilen wir uns den Betrag, wäre der Preis für die Fahrt geschenkt.

Natascha versuchte immer, mir etwas zu sagen. Vielleicht wegen des Taxis? Ich verstand sie nicht. Stattdessen alberten und lachten wir herum. An diesem Morgen hatte ich das Bedürfnis, einmal allein zu sein, einfach die Gegend auf mich wirken zu lassen, mich dem Augenblick hinzugeben. Auf dieser Fahrt versuchte ich etwas zu finden, dass mich an die Vergangenheit erinnert und auch im Geiste die Orte zu sehen, die mir in der Kindheit so

wichtig und vertraut erschienen. Der Boden, das Land, einige Straßen existierten noch, ich muss etwas finden. Oder suchte ich etwas, was nicht mehr zu finden ist? -- Ein Wunder geschah! -- Punkt 11 Uhr stand ein guter VW-Wagen mit Chauffeur vor dem Hotel, der Fahrer winkte mir einzusteigen. Die Sprachschwierigkeiten ergaben sich sofort. Ich konnte dem jungen Mann nicht einmal sagen, wohin ich wollte. Zum Glück hatte ich die Landkarte dabei. Zuerst versuchte ich durch Handzeichen, ihm die Richtung zu zeigen. Ich drehte die Hand mehrmals, als Zeichen zum Umdrehen. Wenn wir die richtige Straßenrichtung erreichten, würde ich nach rechts und links weisen. So müsste es gehen, dachte ich. Ich kannte meinen Plan, ich kannte die Strecke, die Gegend.

Zuerst bogen wir an der Kirche in die Schirwindter Straße ab, den Dobelweg entlang Richtung Schöckstupönen. Einige Felder, Wiesen säumten den holprigen Weg, der sich im Nichts verlor. Fragend schaute mich der junge Mann an. Also Schöckstupönen gab es nicht mehr. Wir drehten um, auf die Karte zeigte ich mit dem Finger, zurück nach Nesterov, Petrikatschen, abzweigen Richtung Bilderweitschen. Der Mann verstand, nahm einen noch schlechteren Weg, als Abkürzung, und landeten auf der richtigen Chaussee kurz vor Schuggern. Den Ort gab es auch nicht mehr, ich erkannte am Straßenrand alte Mauerreste und Bäume, die vor langen Jahren immer schon die Abzweigung nach Mecken markierten. Ich rief stopp, drückte die Hand nach unten, der Fahrer hielt. Ich stieg aus, fotografierte den verwilderten Eckpunkt. Gestrüpp hatte den Weg nach Mecken total verschluckt. Außer der baumbestandenen Chaussee, ein Relikt aus uralten Zeiten, gab es nichts, als die wildwuchernde, grüne Gegend rings um mich herum. Kein Weg oder Steg durchzog die Einöde. Ein paar schiefe Lichtmasten, die sich weit hinzogen, unterbrachen die Landschaft. Ich zeigte weiter, Richtung Bilderweiten. Vereinzelte Katen mit Gärten standen am Weg in der warmen Sonne, kein Mensch zu sehen, nicht einmal ein Hund kläffte. Das war alles, was vom einstigen, heimeligen Dorf übriggeblieben ist. Ich zeigte dem Mann, er möge Richtung Eydtkuhnen weiterfahren. Der Weg war die reinste Schotterpiste, die Einöde erschien mir noch trostloser, hier gab es bloß undurchdringliches Gestrüpp, nicht einmal Bäume noch Sträucher. Mir fiel ein, dieses Gebiet ist Sperrzone, nur Einheimische dürfen diesen Weg nehmen. Laut Karte umrundeten wir gerade das Gebiet meiner Begierde. Genau im Mittelkreis befanden sich die Dörfer, die ich suchen wollte, die es nicht mehr gibt. Ausgelöscht, so als hätte dort nie Leben stattgefunden. Dort, irgendwo hinter den sanften Hügeln verborgen, lag ein Teil meiner glücklichen Kindheit. Durch diese Wildnis fuhren wir wie auf einem anderen Stern. Die Sonne, die Weite, die Ruhe, die Stille wirkte unheimlich und bedrückend. Nur das Knirschen der Autoreifen auf dem Schotter, erinnerten an die reale Gegenwart. In Eydtkuhnen angekommen, sahen wir vereinzelt ein paar Wohnblocks gegenüber der Kirchenruine. Der Fahrer zeigte auf den Fotoapparat, ich stieg aus, ging knipsen, der Mann wartete geduldig. Dann zeigte ich in Richtung Stadt, was als Stadt noch zu bezeichnen war, ein paar neue Häuser, ein paar alte, schäbige Häuser. Selbst bis zum alten Grenzübergang brachte mich mein Chauffeur, inzwischen verstanden wir uns stumm ganz gut.

Wirklich, das war der veraltete Grenzübergang, die Abfertigungshallen, ein paar Baracken, und alte Zaunabsperungen erkannte ich gut. Ich weiß sogar, die alten Abfertigungshäuser stammen aus meiner Kinderzeit, wenn Vater einkaufte im kleinen Grenzverkehr. Einige Grenzsoldaten standen herum und plachanderten. Mein Begleiter hatte nichts einzuwenden, wenn ich fotografierte. Natürlich wollte ich auch die neue, moderne Grenze sehen. Ich zeigte auf die neue Grenze abwechselnd auf die alte Grenze. Mein Fahrer fuhr los, ob er ahnte was ich meinte? Der wusste Bescheid! Über eine neue Zufahrtstraße wenige Kilometer weiter, erstreckten sich die neuen Grenzkontrollen. Ich wäre gerne etwas näher herangefahren, um mehr zu sehen, aber da schüttelte der Fahrer energisch den Kopf, verschränkte warnend die Arme hin und her, was bedeutete, Weiterfahrt verboten, ebenso zeigte er auf die Kamera. Neben den Wagen zu treten, erlaubte er gerade noch, mahnte aber bald zur Weiterfahrt.

Wir machten einen weiten Bogen um Eydtkuhnen, der Fahrer hielt unaufgefordert an der Vorderseite der Kirchenruine mit Judenstern an, zum Fotografieren. Er zeigte auf die umfangreichen Kohle- und Gleisanlagen des bedeutendem Eydtkuhner Bahnhofs, einfach durch: Puff, Puff, mehr akustisch als sprachlich! Wenn das kein Timing ist? Mehr gibt es in Eydtkuhnen nicht zu sehen. Er zeigte mit dem Arm geradeaus, ich nickte, ja, zurück auf der offiziellen Chaussee nach Nesterov. Mich freute es, die alte, mir vertraute Strecke zu fahren, nur, auf dem Weg gibt es auch keine Dörfer mehr, so wie überall im Grenzgebiet.

Das erste Dorf vor Netrov ist Petrikatschen (Schützenort), ein paar alte Häuser, kleine Bauerngehöfte stehen noch, alles wirkt ärmlich, irgendwie schlagen sich die Leute durch.

Kurz darauf sind wir wieder in Ebenrode. Am Stadtrand zeigt der Fahrer voller Stolz auf das große, neue Zollpackhaus, er nannte den russischen Namen, ebenso mit einer einladenden Geste zeigte er auf die riesige internationale Tankstation. Aber dann streckte ich den Arm nach links aus, ich wollte noch einmal in die Bahnunterführung am ehemaligen Haus meiner Tante vorbei, gaaanz langsam, bedeutete ich mit der Hand. Der gute Mann bemühte sich sehr, meine Wünsche zu erfüllen. Noch langsamer rollte er dann durch die reale Bahnunterführung. Wir fuhren die Güterstraße entlang, an den Silos und Tanks vorbei zum beschränkten Bahnübergang in Nesterov. Genau, hier an den Schranken, an dem unscheinbaren Molkereiladen ließ ich halten, zeigte, hier gehe ich einkaufen.

Nina hatte mir vor Tagen aufgeschrieben, welche Butter und Quark aus Kattenau stammt, die ich unbedingt nach Deutschland mitnehmen sollte. Hier ging es nicht so glatt mit Handzeichen. Wie deutet man Gewichtsangabe? Ein Russe half, hob ein oder zwei Finger fragend, dann klappte der Einkauf. Mein Fahrer lachte draußen mit einem Kumpel, zeigte mit Armen und Händen auf den Laden, den Autositz, ich hatte das Gefühl, die amüsieren sich über mich. Kein Wunder, welcher normale Fahrgast lässt sich durch die Wildnis fahren und freut sich noch! Idioten, müssen die jungen Russen gedacht haben. Was wissen die schon von Nostalgie und Vergangenheit?

Vergangenheit lässt sich nicht einholen, allenfalls einen Blick dahinter werfen, mehr nicht. Vergangenheit verklärt die gelebte Zeit.

Für den weiteren Weg dirigierte ich den Fahrer rechts, links an den Bahnschienen entlang in die Werwathstraße. Am Krankenhaus stoppte ich ihn. Nina, der Chefärztin, wollte ich „Tschüs“ sagen, leider erreichte ich sie nicht.

Über zwei Stunden dehnte sich die Erkundungsfahrt aus, durch vertraute Wege, in Dörfer, die es nicht mehr gab, Landstriche, die verschwunden sind, wo Vergangenheit ausgelöscht ist, in denen ich Gefühle durchlebte, all das erschien vor meinem inneren Auge wie die damalige Gegenwart.

Vor dem Hotel zückte ich die Geldbörse und reichte dem jungen Mann 1000 Rubel (14,95 Euro) und wollte noch einen Schein drauflegen, er aber wehrte strahlend ab, drückte mir die Hand, als wollte er sagen: Das Geld ist mehr als genug.

Von nun an überschlugen sich die Ereignisse.

Ein strahlender Herr Brandstätter lief mir im Hotel über den Weg, und verkündete, Nikita, der Schuldirektor, lädt uns heute zum Abendessen nach Gumbinnen ein, um 17 Uhr holt er uns mit dem Auto ab. Welche angenehme Überraschung, eine Einladung hätte ich nicht erwartet. In der Zwischenzeit werde ich Koffer packen, dachte ich, sonst wird die Zeit dafür zu knapp. Als ich die Schranktür öffnete, fiel mir ein letztes Präsent in die Hände, das wollte ich nicht nach Hause mitnehmen. Nina würde sich darüber freuen, so hätte ich Gelegenheit, mich von ihr zu verabschieden. Auf dem Weg zum Krankenhaus traf ich nochmals Herrn Brandstätter, er meinte, vielleicht steht uns ein langer Abend bevor, er würde die Besorgung erledigen und

Grüße ausrichten. Diese Lösung war mir durchaus recht, die Laufereien auf dem harten Steinpflaster schlauchten ganz schön.

Nikita war pünktlich, gut gelaunt, in froher Erwartung erreichten wir in kurzer Zeit Gumbinnen. Wir holten seine Frau von zu Hause ab. Auf diese Weise zeigte er uns die neuerbaute Wohnsiedlung für Lehrer und gehobene Angestellte. Jede Familie besitzt ein schönes Eigenheim mit Garten und jeglichem Komfort. Die ganze Anlage wird durch einen Zaun und Sicherheitspersonal bewacht. Ein neuer Park, mit aufwendigen Drahtskulpturen, sorgt für Erholung und Entspannung für die zahlreichen Kinder, Bewohner und Gäste. Hier an der frischen Luft und der großzügigen Umgebung, entfliehen die Menschen der Enge der Stadt.

Gumbinnen zeigte sich von seiner schönsten Seite. Die schon immer prächtige Stadtmitte ist geprägt vom ehemaligen Regierungsgebäude aus der Kaiserzeit, der imposante Backsteinbau überragt den großzügig angelegten Marktplatz, mit Denkmälern, Baumalleen, breitangelegten Straßen. Durch Gumbinnens Mitte fließt die Pissa, über Brücken erreicht der Besucher wunderbare Parkanlagen, große Plätze, auch das berühmte Elchstandbild, das Fotografen stets anlockt. Die neueste und schönste Errungenschaft der Stadt, ist die russisch-orthodoxe Moschee oder Kirche (die richtige Bezeichnung kenne ich nicht). Ein Prachtbau in bunten Farben, Zwiebeltürmen, groß und sehr hoch, streckte sich gen Himmel, gegenüber dem Regierungspalast.

Wir standen auf dem Parkplatz des „Kaiserhof“ Hotels, von da aus bot sich uns ein herrlicher Rundblick über die Moschee, das Regierungsgebäude, die bunten Blumenrabatten, kunstvolle Lichtmasten. Dazwischen gutgekleidete Leute und ein rasanter Autoverkehr. Gumbinnen atmet Großstadtflair, in jeder Hinsicht, vor Jahren empfand ich die Stadt grau und trostlos. Die Stadtväter haben gute Arbeit geleistet, in Gumbinnen hat sich viel Industrie angesiedelt, es gibt wenig Arbeitslose, die Stadt kann wachsen und sich verschönern. Ich weiß, auch Gumbinnen hat in der Kriegszeit sehr gelitten, die Wunden scheinen geschlossen, dank der Tatkraft seiner Bewohner. In dieses lebendige Stadtbild fügte sich der sehr gut sanierte „Kaiserhof“ repräsentativ ein. Das Hotel wirkte durch die hohe, lange Fensterfront zur Straßenseite und dem vorgebauten Treppenhaus gediegen in seiner Schlichtheit.

Beim Betreten der Empfangs- und Gasträume umgab uns eine dezent elegante Atmosphäre. Helle Farbtöne schmückten die hohen Wände und raffinierte Vorhänge an den Fenstern gaben den Räumen Leichtigkeit. Die gesamte Inneneinrichtung mit Teppichen und schlichten Möbeln bestach durch eine unaufdringliche Einfachheit. An einem der weißgedeckten Tische an der Fensterfront nahmen wir Platz. Gutgeschultes Hotelpersonal, in geschmackvoll dezenter Kleidung, brachten die Speisekarten und fragten nach unseren Wünschen. Nikita übersetzte die Menüs, wir alle wählten ein Grillgericht mit drei Sorten Fleisch, dazu einen raffiniert schmackhaften Salat, Suppe, danach aufwendig garnierte Eisplatte. Dieses Restaurant übertraf alle Erwartungen was Speisen und Service zu bieten hatte.

Wegen der Sprache gab es keine Probleme, Nikita, als Deutschlehrer, folgte der angeregten Unterhaltung fast mühelos. Leider konnte seine Frau am Gespräch nicht teilnehmen, sie lächelte nur auf Russisch. Ein fröhlicher, harmonischer Abend neigte sich dem Ende, die Männer kamen sich näher, schließlich stand ihre Bekanntschaft erst am Anfang. Aber Lachen und Gespräche führen Menschen zusammen und verbinden. Nikita hatte uns zwar eingeladen, aber dann übernahmen Herr Brandstätter und ich die Rechnung, aus welchen Gründen auch immer!

Ein kleinwenig Bedauern lag in der Aufbruchstimmung, bevor Nikita uns nach Ebenrode fuhr, brachte er seine Frau nach Hause. Inzwischen war es dunkel geworden, ab und zu luckte der Mond hinter den Wolken hervor. Die rege Unterhaltung der Männer vorne, konnte ich auf

dem Rücksitz wegen der Fahrgeräusche schlecht verfolgen. Plötzlich bog Nikita von der Hauptstraße an der Kreuzung nach Trakehnen ab. Argwöhnisch schaute ich in die Dunkelheit, an der Alten Apotheke meldete ich mich energisch und protestierte, was macht ihr denn da, wir sind auf dem falschen Weg. In dem Augenblick erkannte ich im Scheinwerferlicht das wohlbekannte Trakehner Gestütsportal, der Wagen rollte hindurch und hielt vor dem alten Stallmeisterhaus. Ich war schockiert, aber Nikita lachte amüsiert, hier sei er in die Schule gegangen. Diesen Abstecher hatten die beiden Männer wohl in Bierlaune ausgeheckt.

Damit nicht genug, Nikita wendete geschickt auf dem schmalen Zufahrtsweg, die Scheinwerfer erfassten im gleißenden Licht die Statue des „Tempelhüters“ auf seinem Podest. Dieser Anblick entzückte uns drei gleichermaßen, meine Verstimmung verflieg beim Betrachten der goldbräunlich glänzenden Bronzefigur. Gespenstisch wirkten die Blitze der Kamera durch die Nacht, gebannt genossen wir das Schauspiel. Welcher Urlauber erlebt jemals den „Tempelhüter“ bei Nacht, bei fahlem Mondlicht und Scheinwerferbeleuchtung?

Nikita änderte die Richtung, durch das Dorf Trakehnen nach Rodebach, fuhr weiter die holprigen Straßen in erhöhtem Tempo bis nach Tollmingkehmen. In der Dunkelheit erkannte ich den Ort, weil das Donalaitis Museum im Scheinwerferlicht sichtbar wurde.

Jetzt, hinterher glaube ich, Herr Brandstäter hat auf irgendeine Weise Nikita zu diesem nächtlichen Ausflug überredet. Ich merkte, wie die Fahrt ihnen Spaß brachte, sie alberten herum wie kleine Jungs und ich hörte Wortfetzen von Wystiten, das schaffen wir und Gelächter. Die wollen doch nicht allen Ernstes an den Wystitensee, dachte ich entsetzt, das ist um diese Zeit viel zu weit?

Tatsächlich ging die Fahrt weiter durch dichten Wald, ganz schlechte enge Straßen. Ich hoffte nur, Nikita kennt sich aus. Ganz schön durchgeschüttelt erreichten wir Birkenmühle (Mehlkehmen), auch hier halfen die Scheinwerfer mir, den Ort, am gedrungenen Steinmauerwerk mit kurzem Turm, und den davorstehenden Gedenktafeln und Kreuzen zu erkennen. Nicht nur diese Merkmale brachten Gewissheit, wir sind in Birkenmühle, sondern das gleich danebenstehende abgebrannte Wohnhaus der Neiss-Familie, und das frühere Geschäft eines Höckerladens, dessen Namensschriftzeichen und „Kolonialwaren“ noch heute gut lesbar auf der Hauswand zu sehen sind. Im Rausch des Augenblicks strahlte Nikita die Hauswand mit dem Autolicht an, Fotos wurden gemacht. Ich sah schwaches Licht hinter den Fensterscheiben, die Leute in dem Zimmer erschrecken bestimmt, sie ahnten nicht, harmlose Nachtschwärmer interessierte nur der alte Namenszug. Die Leute konnten beruhigt sein, der Spuk dauerte nicht lange.

Jetzt gaben die beiden aufgekratzten Männer zu, wir fahren zum Wystitersee, dort soll ein Urlaubsparadies der besonderen Art entstanden sein, in einem Gebiet voller Abgeschiedenheit, Schönheit, in harmonischem Gleichgewicht mit der Natur, und mit vielen sportlichen Möglichkeiten. Eine Weile umging uns tiefster Wald und Dunkelheit. Die Scheinwerfer tanzten auf dem schmalen Weg hin und her, der Wagen rumpelte von einem Schlagloch zum anderen. Sollte dieser Pfad zu einem Paradies führen? Allmählich fand auch ich Gefallen an dieser nächtlichen Erkundungstour, so was wird mir nicht alle Tage geboten.

Plötzlich erfasste das Autolicht ein offenes Tor, wie stiegen aus, hörten ein paar Stimmen in der Ferne, hier leben Menschen am Ort der Ruhe und der Erholung. Lange hellbeleuchtete Bürgersteige mit bepflanzten Blumenkübeln säumten den Weg bis zum See. Ein großer Platz war durch Baumfällung für ein gemütliches Gasthaus geschaffen worden, einzelne Wohnhäuser aus Holz dienten wohl als Unterkünfte. Von den Gästehäusern und den Restaurants sahen wir wenig in der Dunkelheit. Ein Kranz hoher Bäume umschloss das Rund der Ferienanlage.

Im Lichtschein der leicht geneigten Wege erahnten wir den Wystiter See, das Wasser glitzerte im matten Schein, plätschernd liefen die leisen Wellen gegen das Ufer. Eine sagenhafte Stille ringsum, das Licht eines Bootes warf glänzende Bahnen auf das Wasser. Die Lichter der Stadt Wystiten auf der litauischen Seite blinkten herüber. Unsere Stimmen wirkten störend in dieser Idylle. Neben dem Bootssteg entdeckten wir eine Badeanstalt, aber nicht im herkömmlichen Sinne. Die Becken wirkten wie Grotten in ungeraden Linien, kleine Wasserfälle sprudelten aus gemauerten Ritzen, so als ob die Natur dem Wasser freien Lauf lässt. Um die Anlage noch romantischer zu machen, spendeten Ober- und Unterwasserlampen spiegelndes Licht. Einerseits bedauerten wir, dieses Ferienparadies nicht bei Tage in seiner vollen Größe und Ausweitung bewundern zu können, aber die verborgenen Schätze der Naturschönheiten im mystischen Licht der Dunkelheit, verliehen diesem Ort besondere Reize. Vor einem Lagerfeuer grillten ein paar Leute, selbst das Lachen und die Fröhlichkeit der jungen Menschen dort drüben, wirkte in der stillen Umgebung verhalten, gedämpft. Auch uns umfing der Zauber der Abendstimmung. Vereinzelt grüßten ein paar Sterne vom Firmament. Mir kamen Verse von Matthias Claudius in den Sinn: Der Wald steht schwarz und schweigend, und aus den Wiesen steigt, der weiße Nebel wunderbar.

Für den Nachhauseweg nahm Nikita die kürzeste Strecke über Pillupöhnen, Göritten. Viel geredet wurde nicht mehr. Im Lichtschein der Stadt ragte der dunkle Wasserturm empor, wir waren in Ebenrode angekommen. Nach kurzer herzlicher Verabschiedung vor dem Hotel, versprachen wir Nikita, morgen, bei ihm in der Schule noch einmal vorbeizuschauen. Im Hotel rührte sich nichts, nur die Wachposten blickten uns Spätheimkehrern gelangweilt entgegen. Herr Brandstätter und ich verspürten auf einmal Durst. Ein paar Reste Bier und Wodka kramte jeder aus seinem Kühlschranks. In schwarzen Ledersesseln im Vorraum entwickelte sich ein friedliches Gespräch zum Ausklang dieses denkwürdigen Tages.

Unerbittlich klingelte der Wecker am Donnerstagmorgen, ich möchte weiterschlafen! Heute, am Abreisetag, kommt um 10 Uhr das Taxi nach Königsberg, und dann steht die lange, lange Busfahrt nach Kiel bevor, allein der Gedanke an die Strapazen lassen mich schauern. Aber jede Reise geht einmal zu Ende. Keine Müdigkeit vortäuschen, Koffer packen! Die paar Sachen verstaute ich schnell in Koffer und Tasche, Mitbringsel brauchte ich nicht, nur eine Flasche Wodka und die russische Butter steckten mehr im Gepäck. Ein freundlicher Wachmann trug den Koffer in die Halle. Meine Hotelrechnung hatte ich gestern bei Natascha beglichen, alles erledigt. Ein gutes Frühstück wird mich stärken, dann kann die Reise wie geplant losgehen. Mit diesen zufriedenen Gedanken betrat ich den Speisesaal. Herr Brandstätter war ebenfalls reisefertig. Natascha servierte ein wenig nervös das Frühstück, bemüht nichts zu vergessen. Wie jeden Morgen ließ ich mir die guten Sachen schmecken, sogar ein Brot für die Reise durfte ich mir einpacken. Plötzlich trat der Bäckermeister lächelnd in den Raum. Nanu, wunderte ich mich, ist er von seiner Reise schon zurück? Der Meister schaute sich um, verschwand wieder, um nach einer Weile mit zwei großen Kuchenpaketen zurückzukommen. Voller Stolz zeigte er die Prachtstücke, zwei blechgroße Kuchen, als Verzierung obenauf aus Teig geformt, das Ebenroder Wappen: ein Tisch! Welch eine hübsche Idee, ich war gerührt und sehr erfreut, ebenso Herr Brandstätter. Vor lauter Begeisterung wurde fotografiert, Kuchen mit Bäckermeister oder ohne, oder mit dem jeweiligen Beschenkten. Wir bedankten uns herzlich, und genau hier zeigte sich wieder, wie hinderlich es ist, sich sprachlich nicht zu verstehen. Spasiba, Spasiba, Vielen Dank! Sorgfältig verpackte der Bäckermeister die Kuchen in riesige Tragetaschen für den Transport und legte jeweils eine Flasche Wodka dazu. Eigentlich konnte die Reise losgehen, wo bleibt die Taxe?

Jetzt platzte fast eine Bombe! Herr Brandstätter verkündete: der Bäckermeister lässt uns mit seinem Mercedes-Geländewagen mit Chauffeur nach Königsberg bringen, das Taxi ist abbestellt. Wie war das möglich, woher wusste der Mann von unseren Plänen? Wer hatte

überhaupt übersetzt? Alle Leute im Hotel verstanden kein Deutsch! Niemand hatte sich erkundigt, wie wir nach Königsberg kommen? Bis heute bleibt es mir ein Rätsel, wie dieser wunderbare Wechsel zustande kam, ich erhielt keine Antwort. Der Bäckermeister stand immer nur daneben und lächelte, mir schien, er schaute fast glücklich, als er sah, welche Freude seine Entscheidung bei uns auslöste. Die russische Gastfreundschaft ist nicht zu überbieten.

Der Wagen stand schon vor der Tür. Der Bäckermeister brachte die Kuchentüten selbst zum Wagen. Natascha und ein paar andere Leute gaben uns mit viel Hallo ebenfalls das Geleit. Der Chauffeur verstaute das Gepäck, der Bäckermeister achtete darauf, dass die Kuchen nicht zerdrückten.

Das herzliche Abschiednehmen mit Umarmungen und Küsschen rechts und links nahm kein Ende. Noch lange winkten uns die Russen hinterher, bis wir in den Kleinen Markt einbogen. An der Ecke meines ehemaligen Elternhauses, schickte ich einen langen Abschiedsgruß hinüber! War das mein letzter Ebenrode-Besuch? Ehe wir endgültig nach Königsberg aufbrachen, dirigierte Herr Brandstätter den Fahrer zur Schule. Dort holte er Nikita, wir verabschiedeten uns auch von ihm mit herzlichem Dank, und ich schenkte ihm für die Schulkinder meinen großen Kuchen.

Heute weiß ich, den Kuchen weiter zu verschenken, war ein Fehler. Nicht der Kinder wegen, die haben den Kuchen gerne gegessen! Dem Bäckermeister gegenüber, erscheint mir die Tat wie Verrat. Seine Geste war so überwältigend freundlich, habe ich sein Geschenk missachtet? Meine Absicht war es nicht, ihn zu kränken. In dem Augenblick vor der Schule bekam ich Zweifel, für mich ist der Kuchen zu viel! Wann sollte ich den Kuchen essen?

Auf der Autobahn Richtung Königsberg kamen wir bei dem herrlichen Wetter gut vorwärts. Einige Baustellen gab es schon, aber hetzen musste der Fahrer nicht, der Fernbus fuhr erst um 15 Uhr ab. Der Mann wäre nie schneller als erlaubt gefahren, denn einen Strafzettel für den Wagen seines Chefs hätte er nicht riskiert. Ich freute mich noch einmal, durch Insterburg zu fahren. Der Chauffeur bog vom Bahnhof in die Hindenburgstraße ab, über den Alten Markt, am Einkaufscenter und den Schloßseen vorbei, und nach der langen Siehrstraße liegt Insterburg hinter uns.

Es gibt noch eine Sehenswürdigkeit, die alte Ostpreußenfahrer auf dem Weg nach Königsberg entzückt, die Taplacker Bogenbrücke über den Pregel, der Reichsstraße 1. Heute ist die Brücke verrostet, instabil, selbst für Fußgänger, aber sie ist ein Relikt aus vergangener Ostpreußenzeit. Über dieses Pregeltal führt heute die Autobahn, auf der wir gerade unterwegs sind. Von hier aus, entdeckte ich, die rostigen Bögen.

Bald ist Königsberg in Sicht. Die Straßenarbeiten zu den Seebädern, die im vergangenen Jahr den Verkehr so stark behinderten, sind abgeschlossen. Der Verkehr nimmt zu, die Großstadt naht. Breite Einfallstraßen führen an dem hässlichen Betonklotz, der wenigstens Farbe bekommen hat, vorbei. Da oben stand einst das Schloss mit dem berühmten „Blutgericht“. Dann passieren wir das neugebaute Fußballstadion, für die Weltmeisterschaft 2018 in Russland. Ein Spiel findet in Kaliningrad statt. Die Zufahrtswege sind noch im Bau, daher ist hier ein wenig Stau.

Wir sind am Busbahnhof, nur Parkplätze gibt es hier nicht. Wer sein Fahrzeug unterbringen will, muss sehen, auf dem gegenüber liegenden Parkplatz eines großen Supermarktes einen Stellplatz zu finden. Verständlicherweise ist dort das Gedränge gewaltig. Mit Mühe schafft unser Fahrer es, gegen 13 Uhr den Mercedes rückwärts in eine Lücke einzuparken.

Um mehr Informationen über die Abfahrt des Ecofernreisebusses zu erfahren, gehen Herr Brandstätter und der Chauffeur zum Busbahnhof. Ziemlich vage erfahre ich, erst ab 14 Uhr darf der ZOB betreten werden. Befriedigend sind die Auskünfte nicht. Der Chauffeur setzte

sich gelassen hinters Steuerrad, seine Informationen konnte er uns leider nicht mitteilen. Herr Brandstätter und ich verkürzten uns die Wartezeit mit der Besichtigung des Riesenkaufhauses, sechs Stockwerke hoch, mit einer Grundfläche von Stadtmarktgröße. Wahnsinn! Das Warenangebot war riesig, die Auswahl an Lebensmitteln gewaltig, die Kaufkraft enorm, die Einkaufswagen voll bepackt.

Ab jetzt wurden mir die Sprachschwierigkeiten voll bewusst. Ich nahm an, der Fahrer bringt uns um 14 Uhr zum Busbahnhofvorplatz mit dem Auto, stattdessen schnappte er sich das Gepäck, deutete an, wir müssten zu Fuß zum Busbahnhof gehen. Entsetzt reagierte ich, der Weg dorthin war weit und beschwerlich. Auch auf dem Busbahnhofsgelände standen wir hilflos herum. Wann kommt der Bus, von welchem Bahnsteig fährt er ab? Fragen konnten wir niemanden. Es herrschte ein wahnsinniges Getriebe von An- und Abfahrten unzähliger Busse.

Heute weiß ich, wir hätten ganz ruhig bleiben können. Der Chauffeur brachte uns sicher zum Busbahnhof, platzierte uns am richtigen Bahnsteig, die Zeiten stimmten auch. Wir hätten ihm mehr Vertrauen schenken sollen. Nur aus Unkenntnis über die Situation wurden wir ungerecht und nervös.

Dann löste sich alles in Wohlgefallen auf. Pünktlich um 14.45 Uhr rangierte der Ecoline-Bus an unserem Bahnsteig ein. Andere Passagiere strömten herbei. Die Fahrer kontrollierten die Pässe und Fahrausweise, alles ganz normal und in aller Ruhe. Unser Chauffeur brachte mein Gepäck bis hin zur Verladelücke. Er hatte den Auftrag seines Chefs voll erfüllt, uns bis zur Abfahrt in Richtung Deutschland ordentlich zu begleiten. Meinen Dank wehrte er ab, trotzdem drückte ich ihm die letzten Rubel in die Hand, dann verschwand er eilig in der Menge.

Herr Brandstätter erledigte seine Formalitäten, wir trafen uns etwas verstimmt auf unseren reservierten Plätzen. Sprachliche Unkenntnisse verleiten zu Missverständnisse, die Menschen entzweien und ungerecht machen.

Passagiere und Gepäck, alles war ordnungsmäßig verstaut, die Türen schlossen sich, der Bus rollte genau um 15 Uhr vom Bahnsteig aus Königsberg. Ein wenig begleitete die schöne Landschaft des Frischen Haffs die Fahrt. Abschiedsstimmung kam auf, in Nordostpreußen verbrachten wir ereignisreiche Tage, lernten freundliche, hilfsbereite Menschen kennen, mehr als wir erwartet hatten. Einst haben wir Ostpreußen aus Furcht und Krieg verlassen, heute begegnen wir uns mit Achtung und Entgegenkommen.

Am russischen Grenzübergang in Heiligenbeil kontrollierten die Beamten genau, mit dem heutigen Datum, dem 31. August 2017, endete unsere Visagenehmigung. Auf der polnischen Seite flatterten uns die blauen Banner mit den goldenen Sternen entgegen, die Europaflagge. Nach einer kurzen Passkontrolle stand der freien Fahrt nach Hause nichts mehr im Wege.

Zügig rollte der Bus Kilometer um Kilometer, wir erreichten Elbing, und wieder grüßte der Nikolaiturm, ebenso die trutzige Marienburg an der Nogat, als wir dort vorbei fuhren. Gegen 18 Uhr machten die Busfahrer in Dirschau tatsächlich eine Pause, sie wollten wohl die Raucher ein wenig erfreuen. Als wir in Danzig ankamen, war es stockdunkel, natürlich erhellten die Straßenlaternen die Stadt. Gegenüber dem Bahnhof verschwanden die beiden Fahrer ohne Erklärung. Wir Fahrgäste vertrieben uns die Zeit mit hin und her laufen, beobachteten den regen Verkehr und die fröhlich flanierenden Danziger, bis die Fahrer endlich mit Tüten bepackt zurückkehrten, sie hatten Einkäufe gemacht.

Ab jetzt fuhren wir bloß noch, Stunde um Stunde, Weg um Weg. Mal erleuchteten angestrahlte Straßenschilder die Dunkelheit. Wo wir uns gerade befanden, war schwer auszumachen, dafür fuhr der Bus zu schnell, die Ortsnamen unlesbar. Nur wenige Fahrgäste

stiegen in Danzig, Zoppot, Gotenhafen zu, daher konnten die anderen Passagiere es sich etwas bequemer auf den freien Sitzen machen. Trotzdem, richtig schlafen ist wegen der vielen Geräusche unmöglich. Kurz vor Stettin schreckte ich gegen 3 Uhr morgens auf, wir fuhren über die Oderbrücke, im Schein der Lampen glitzerte das Wasser. Auch erkannte ich die Stettiner Backsteinterrassen und Kirchtürme. Bei dieser nächtlichen Beleuchtung wirkte alles ein bisschen gespenstisch. Ein paar hundert Meter weiter an der Uferstraße hielt der Bus, auf offener Straße, kein Mensch war weit und breit zu sehen. Drei, vier Fahrgäste bekamen ihr Gepäck ausgehändigt und stiegen aus, Dunkelheit verschluckte sie.

Allerdings erfolgte ein erneuter Fahrerwechsel und weiter ging die Reise. Nun musste ich wohl eingeschlafen sein, ich merkte erst wieder unterschiedliche Geräusche, als wir durch die verschiedenen Tunnel kurz vor Berlin zum Zentralbusbahnhof durchfuhren. Fröstelnd traten wir paar Fahrgäste gegen 7 Uhr in die feuchte Morgenluft. Um diese Zeit hätte ich am ZOB Berlin mehr Verkehr erwartet, nur ein paar Fernbusse verließen die Stadt. In unseren Bus stieg nur ein Fahrgast zu, bis wir Rostock erreichten, vergingen noch einige Stunden. Unaufhaltsam fuhr der Bus auf der A 20 immer weiter westwärts, die Gegend wurde vertrauter, die Strecke immer kürzer. Die längsten Fahrstrecken lagen hinter uns als wir in Lübeck eintrafen, bis Kiel war es dann nur noch ein Katzensprung.

Herr Brandstätter holte seinen Wagen vom Parkhaus, ich wartete mit dem Gepäck am ZOB, um mir den Fußweg zu ersparen, und beobachtete, die Busfahrer rüsteten sich sofort für die nächste Tour. Wir fuhren zum Bahnhof, Herr Brandstätter brachte mich mit dem Koffer zum Aufzug. Dann hatten wir beide es plötzlich eilig, ich wollte meinen Zug erreichen, er wollte, heute am Freitag, dem 1. September 2017, dem Reiseende, nach Winsen/Luhe zum Ebenroder Heimattreffen weiterfahren.

Wir verabschiedeten uns freundlich, aber kurz, es bedurfte nicht mehr vieler Worte, um uns zu versichern, unsere Reise hat sich gelohnt. „Danke für die Begleitung“ konnte ich ihm gerade noch zurufen.

Inzwischen rückten die Zeiger der Uhr auf 14.30, ich könnte den Zug nach Flensburg um 14.43 gerade noch erreichen. Es zahlte sich aus, vor Reiseantritt Fahrkarte, Uhrzeit und Gleis, besorgt zu haben. Ich bahnte mich durch die Menge, da am Gleis stand groß und breit an der Anzeigetafel: Flensburg. Der Triebwagen zischte, kurz bevor der Abfahrtspfiff ertönte, zog ich den Koffer in den Zug. Geschafft!

Gemächlich fuhr der vollbesetzte Triebwagen durch die Landschaft. Die Getreideernte war beendet, nur der Mais stand noch hoch auf den Feldern. Süderbrarup hatte der Zug passiert, langsam ratterte er über die alte Lindaunisser Eisenbahnbrücke über die Schlei. Bei Eckernförde wunderte ich mich, noch hatte kein Schaffner die Fahrkarten kontrolliert, auch in Sörup geschah nichts. Als die meisten Fahrgäste den Triebwagen in Flensburg verlassen hatten, und der Bahnsteig sich leerte, sprang ein junger Beamter aus dem Waggon. Ich rief ihm ein wenig empört zu: „Warum haben Sie die Fahrkarten nicht kontrolliert?“

Etwas verwundert, erstaunt, aber auch belustigt erwiderte er: „Wie hätte ich das machen sollen, ich habe den Zug gefahren!“ Ich war so perplex über die Antwort und stammelte ziemlich dümmlich: „Ich habe aber eine Fahrkarte.“ Freundlich winkte er mir zu.

Unten am Bahnhofsaufgang sah ich meinen Bus, die Linie 1, an der Haltestelle stehen. Ich hätte ihn erreicht, spürte erst jetzt die Müdigkeit und Erschöpfung nach der langen Reise von Königsberg nach Flensburg. Gleichzeitig erschien mir der Gedanke, den Koffer von der Haltestelle bis nach Hause zu ziehen, unmöglich, das schaffe ich nimmer mehr. Entschlossen winkte ich einem Taxi und ließ mich, am vertrauten Hafen entlang nach Wassersleben bis vor die Haustür bringen. Eine interessante Reise in meine geliebte Heimat ging zu Ende, wohlbehalten kam ich nach Hause.

Nachwort:

Die Liebe zu meiner Geburtsstadt Ebenrode in meiner Heimat Ostpreußen, begleitet mich ein Leben lang, die Sehnsucht verblasste nie. Seit der Flucht 1945 lebe ich in Flensburg. Die politischen Ereignisse verhinderten die Rückkehr nach Ostpreußen. Erst in den 90er Jahren boten sich Gelegenheiten, Nordostpreußen mit Reiseunternehmen kennenzulernen. Oft besuchte ich das Land mit Wehmut und Trauer im Herzen. Jetzt begreife ich, in die verlorene Heimat gibt es kein zurück. Bitterkeit setzte sich wie ein Stachel fest: Andere, fremde Menschen leben dort, die kein Interesse zeigten, das Land aufzubauen.

Meine diesjährige Reise hat mich umdenken lassen, ein Wandel hat sich vollzogen. Die Bevölkerung hat erkannt, nur wenn sie ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen, gelingt ein besseres Leben und Fortschritt. Besonders in den Städten, auf dem Lande weniger, finden Aufbau und Erneuerung statt.

Königsberg entwickelt sich zu einer kulturellen Großstadt. Die Seebäder im Samland, die Rominter Heide, die Erholungsorte am Wystiter- und Marinowo-See werden zu touristischen Besonderheiten. Die Landwirtschaft wird vorangetrieben, der Stillstand ist vorbei.

Deswegen wundert es mich, dass die Heimatverbände darüber so wenig berichten, keine Informationen veröffentlichen. Auch die Busunternehmer müssten sich neu orientieren, andere Routen gestalten, um andere Zielgruppen zu interessieren.

Die alte Generation fährt aus Nostalgie und Heimatgefühl nach Ostpreußen. Die junge Generation ist nur zu begeistern, wenn sportliche Ziele und Erholungsmöglichkeiten bestehen, dann sind sie bereit, auch das Land ihrer Väter zu entdecken.

Ich will nicht kritisieren, ich möchte nur darauf hinweisen, Ostpreußen bietet die Voraussetzungen, die Vergangenheit mit der Zukunft zu verbinden. Durchaus könnten wir heute in Ebenrode leben. Wir könnten eine Wohnung, ein Haus erwerben, es gibt alles zu kaufen, sogar ohne Schwierigkeiten ein Auto. Aber das größte Hindernis ist die Sprache. Wir können keine Zeitung lesen, weder das Fernsehprogramm verfolgen, noch eine Unterhaltung führen. Das Wichtigste aber fehlt, die Menschen, mit denen wir aufgewachsen sind, die uns so viel bedeuten, leben nicht mehr dort. Ich bin an einem Scheideweg angekommen. Ein Wandel in meinen Ansichten hat sich vollzogen, ein Prozess, der seit über 70 Jahren andauert. Die geliebte Heimat ist unwiederbringlich verloren, aber nie vergessen. Ich habe Frieden geschlossen mit dem Schicksal, so wie es sich ergeben hat. Hier geht es mir gut, hier bin ich zuhause, in Wassersleben/Flensburg in Schleswig-Holstein.

Aber meine geliebte Heimat, mein Ebenrode-Stallupönen, Ostpreußen, ist in meinem Herzen bis in alle Ewigkeit. Mir bleibt die Freude der Gewissheit und die Zuversicht, die mir keiner nehmen kann, die dankbare Erinnerung.